

Elisabeth Hobl-Jahn, Peter Malina, Elke Renner

Menschenhaltung

Biologismus – Sozialrassismus

schulheft 124/2006

StudienVerlag

IMPRESSUM

schulheft, 31. Jahrgang 2006

© 2006 by StudienVerlag Innsbruck-Wien-Bozen
ISBN-10: 3-7065-4314-1; ISBN-13: 978-3-7065-4314-9

Layout: Sachartschenko & Spreitzer OEG, Wien

Umschlaggestaltung: Josef Seiter
Printed in Austria

Herausgeber: Verein der Förderer der Schulhefte, Rosensteingasse 69/6,
A-1170 Wien

Grete Anzengruber, Barbara Falkinger, Anton Hajek, Norbert Kutalek, Peter Malina, Heidrun Pirschner, Editha Reiterer, Elke Renner, Erich Ribolits, Josef Seiter, Michael Sertl, Karl-Heinz Walter, Reinhard Zeilinger

Redaktionsadresse: schulheft, Rosensteingasse 69/6, A-1170 Wien; Tel.: 0043/1/4858756, Fax: 0043/1/4086707-77; E-Mail: seiter.anzengruber@utanet.at; Internet: www.schulheft.at

Redaktion dieser Ausgabe: Elisabeth Hobl-Jahn, Peter Malina, Elke Renner

Verlag: Studienverlag, Erlenstraße 10, A-6020 Innsbruck; Tel.: 0043/512/395045, Fax: 0043/512/395045-15; E-Mail: order@studienverlag.at; Internet: www.studienverlag.at

Bezugsbedingungen: schulheft erscheint viermal jährlich.

Jahresabonnement: € 25,-/43,80 sfr

Einzelheft: € 9,90/18,10 sfr

(Preise inkl. MwSt., zuzügl. Versand)

Die Bezugspreise unterliegen der Preisbindung. Abonnement-Abbestellungen müssen spätestens 3 Monate vor Ende des Kalenderjahres schriftlich erfolgen.

Geschäftliche Zuschriften – Abonnement-Bestellungen, Anzeigenaufträge usw. – senden Sie bitte an den Verlag. Redaktionelle Zuschriften – Artikel, Presseaussendungen, Bücherbesprechungen – senden Sie bitte an die Redaktionsadresse.

Die mit dem Verfassernamen gekennzeichneten Beiträge geben nicht in jedem Fall die Meinung der Redaktion oder der Herausgeber wieder. Die Verfasser sind verantwortlich für die Richtigkeit der in ihren Beiträgen mitgeteilten Tatsbestände.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernehmen Redaktion und Verlag keine Haftung. Die Zeitschrift und alle in ihr enthaltenen einzelnen Beiträge sind urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigung, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Offenlegung: laut § 25 Mediengesetz:

Unternehmensgegenstand ist die Herausgabe des schulheft. Der Verein der Förderer der Schulhefte ist zu 100 % Eigentümer des schulheft.

Vorstandsmitglieder des Vereins der Förderer der Schulhefte:

Elke Renner, Barbara Falkinger, Michael Rittberger, Josef Seiter, Grete Anzengruber, Michael Sertl.

Grundlegende Richtung: Kritische Auseinandersetzung mit bildungs- und gesellschaftspolitischen Themenstellungen.

INHALT

Vorwort.....	5
 Peter Malina Auf der Jagd nach dem perfekt-erfolgreichen Menschen.....	 10
Das sozialdarwinistische Gesellschaftsmodell als große Versuchung der Moderne	
 „Also, ich bin nicht wirklich optimistisch.“	 28
Ein Gespräch mit Ernst Berger	
 Erich Ribolits Elite ist man eben.....	 35
<i>Warum in der Bildungspolitik neuerdings wieder so gerne mit Begabung und Elite argumentiert wird</i>	
 Christoph Butterwege Sterben „die Deutschen“ aus?	 45
<i>Demografiediskurs und Bevölkerungspolitik als Einfallstore einer Biologisierung des Sozialen</i>	
 Ernst Woit Der Mensch als bellizistisches Wesen im Existenzkampf.	 55
<i>Wie der Imperialismus heute seine Kriege zur „Neuordnung der Welt“ zu rechtfertigen versucht</i>	
 Elisabeth Hobl-Jahn Im Panoptikum des Utilitarismus: Bentham, Babbage und Galton und ihre Phantasien von der Herrichtung des Menschen	 69
 Amadou Lamine Sarr Sklaverei aus afrikanischer Sicht.....	 81
 Harald Wilfing Rasse – ein Anachronismus	 97

Buchempfehlungen

Agnieszka Dzierzbicka, Alfred Schirlbauer:

Pädagogisches Glossar der Gegenwart.....104

Ulrich Bröckling, Susanne Krasmann, Thomas Lemke:

Glossar der Gegenwart.....104

AutorInnen 111

Vorwort

Das Bedürfnis nach einer „Biologismusnummer“ im schulheft entsprang den Diskussionen während der Seminare zur Politischen Bildung zum Thema „Rechtsextremismus, Faschismus, Nationalsozialismus“, mit der Absicht, über die Betrachtung extremer Gesellschaftsformen hinaus, Traditionen und Erscheinungen von Biologismus und Sozial-Rassismus zu beschreiben und zu erklären. Eine schwierige Aufgabe, zumal Biologismen, um einen sprachlich entsprechenden Vergleich zu gebrauchen, wie zähe Ablagerungen und manchmal akute Schwellungen im Mainstream liegen und auch viele Lehrer und Lehrerinnen, ob fachspezifisch oder durch ihre „persönliche Meinung“, davon infiziert sind. Da sprüht es oft nur so von „natürlichen“ Autoritäten, Begabungen, notwendigen Selektionen, tierischen Aggressionserklärungen und entsprechender Pseudowissenschaft. Dazu gibt es jede Menge Unterstützung durch die Medien, wenn es zum Beispiel um Gewalt in der Schule, Leistungs- und Ausgrenzungsideologien und den neoliberalen rassistischen Europataumel geht. Es wird immer schwieriger, aber umso notwendiger, den allgegenwärtigen und alltäglichen Ungleichheitsideologien emanzipatorisch motivierte Gesellschaftsanalysen entgegen zu halten.

In den Beiträgen dieser Nummer muss sich diese umfangreiche Problematik nur auf einige Aspekte beschränken. Unser Anliegen war es vor allem, unbewältigte Traditionen und deren Funktionalität für Gegenwart und Zukunft aufzuzeigen.

So ist **Peter Malina** in einem historischen Rückblick an Hand einiger ausgewählter Problembereiche der Entwicklung sozialdarwinistischer Überlegungen und Maßnahmen von der Wende des 19. zum 20. Jahrhunderts bis in die unmittelbare Gegenwart nachgegangen. Auf der Suche nach einem erfolgreichen Leben und dem leistungsfähigen Menschen blieben jene auf der Strecke, die den an sie gesetzten Leistungsanforderungen nicht zu entsprechen vermochten. Der Traum Francis Galtons vom „genetisch perfekten“ Menschen, die Kosten-Nutzen-Rechnungen

der Sozialdarwinisten, die vernationalsozialistischen Sterilisations-Projekte und die „Endlösungen“ der NS-Krankenmorde sind Teil einer Entwicklung, die bis in die Gegenwart führt. Der Rückblick in die Vergangenheit der europäischen Moderne macht Sinn: In der historischen Perspektive wird deutlich, dass der „im-perfekte“ Mensch nach wie vor eine Herausforderung auch für die Gegenwart ist.

Ernst Berger, Leiter der Jugendpsychiatrischen Klinik am Rosenhügel, hat in einem Gespräch mit Peter Malina Überlegungen seines Beitrags im *schulheft* Nr. 117/2005 weitergeführt und einen (selbst-)kritischen Befund der gegenwärtigen Situation aus der Sicht der Kinder- und Jugendpsychiatrie vorgelegt. Für ihn ist deutlich, dass die in den letzten beiden Jahrzehnten vollzogene Ausrichtung gesellschaftlicher, ökonomischer und politischer Tendenzen einer neoliberalen, an den Bedürfnissen des Marktes orientierten Wirtschaft auch von der Kinder- und Jugendpsychiatrie wahrzunehmen ist. Allerdings zeigt sich auch hier, dass unter dem Druck vermeintlich notwendiger Kosteneinsparungen helfende und unterstützende Maßnahmen zugunsten kontrollierender und einschränkender beziehungsweise ausgrenzender Vorgaben vorgenommen werden.

Erich Ribolits geht der Frage nach, warum in der Bildungspolitik wieder so gerne mit Begabung und Elite argumentiert wird. Er hält sich an den französischen Soziologen Pierre Bourdieu, der vom „Rassismus der Intelligenz“ als „Rassismus der herrschenden Klasse“ ausgeht, und stellt fest, dass gegen diesen Rassismusbegriff allgemein große Abwehrhaltung besteht, obwohl die biologistische Argumentation in der Begabungsideologie doch ein eindeutig rassistisches Kriterium darstellt. Die vorgeblich unbeeinflussbaren biologistischen Tatsachen dienen der Legitimation unterschiedlich bewerteter Menschen und sozialer Gruppen. Unter Missachtung aller Erkenntnisse von Studien, die den Zusammenhang vom sozialen Status der Eltern und dem schulischen und beruflichen Erfolg der Kinder zeigen, wird hartnäckig am Mythos festgehalten, dass es in Schule und Ausbildung vorrangig um die Hervorbringung von Begabung

ginge. Ribolits nennt das eine Verblendung durch die Ideologie der Begabung, wobei die Begünstigten dieser Gesellschaft sich als eine „natürliche Elite“ darstellen. Der Glaube an Eliten bzw. die Notwendigkeit von Eliten ist den neoliberalen Ansprüchen der kapitalistischen Marktwirtschaft von großem Nutzen. Nach wie vor geben herkunftsbezogene Kriterien den Ausschlag für Karrieren in Wirtschaft, Politik und Wissenschaft. Umso hartnäckiger ist gegen die Ideologie der Begabung, den Rassismus der Intelligenz, anzukämpfen, stützt sie doch die Interessen derer, die in einem System zunehmender Ungleichheit oben sind oder nach oben wollen.

Die biologistischen, rassistischen Beurteilungen der „Bevölkerungsexplosion“ als Grund für die Armut der sogenannten Dritten Welt ist nicht überwunden und wird in den letzten Jahren verstärkt ergänzt durch eine ebenso biologistische Debatte über die Demografie, den Geburtenrückgang, abnehmende Fertilitätsraten in Deutschland/Österreich/Europa. **Christoph Butterwegges** zentrale These lautet, dass eine Biologisierung bzw. Ethnisierung des Sozialen betrieben wird, die einer Entpolitisierung und Entdemokratisierung zwangsläufig Vorschub leistet. „Die bewusste Parteinahme für soziale Ungleichheit wird beispielsweise als naturwüchsiger, politisch nicht steuerbarer und höchstens nachträglich zu korrigierender Entwicklungsprozess gerechtfertigt.“ Der Demografiediskurs wird längst nicht nur am rechten gesellschaftlichen Rand geführt, er ist über die Massenmedien in der Mitte der Gesellschaft gelandet. Der Artikel gibt dafür eine Menge von Beispielen, an Medien- und Politikeraussagen zur Renaissance der bürgerlichen Familie und Bevölkerungspolitik, zum biologistisch-rassistischen Diskurs über Migration und multikulturelle Gesellschaft. Dieser völkischen Meinungsmache müsste energisch entgegnet werden. Butterwegge plädiert für Maßnahmen der sozialen Umverteilung von oben nach unten, die der Bekämpfung von öffentlicher wie von privater Armut dienen würde.

Wenn man biologistischen Erklärungen für Kriege entgegen-treten will, muss man konsequent die realen Zusammenhänge

und Motive aufzeigen, die sich der biologistischen Ideologie bedienen, um eben darüber hinwegzutäuschen und Menschen auch gegen ihre wirklichen Interessen zu Kriegsbefürwortern zu manipulieren. Daher widmet **Ernst Woit** einen angemessenen Teil seiner Ausführungen der Einschätzung der realen imperialistischen Kriege im Zuge des neuen Kolonialismus im Dienste neoliberaler kapitalistischer Mächte und entlarvt anschließend die zynische Ideologie, die helfen soll, diese Kriege zu legitimieren. In erschreckender Weise wird einem dabei bewusst, wie alte biologistische und rassistische Denkmuster wieder und noch immer von Politikern, Militärs, Wissenschaftern und Medien hemmungslos verwendet werden, um Feinde zu entmenslichen und deren Vernichtung nicht nur zu fordern, sondern auch durchzuführen.

Elisabeth Hobl-Jahn führt uns auf der Grundlage der Aussagen einer Fernsehdokumentation die erschreckenden Ideen der drei sogenannten Utilitaristen Bentham, Babbage und Galton vor Augen. So absurd und brutal uns die Ideen und konkreten Machenschaften dieser „Philosophen“ heute erscheinen mögen, sie wurden im 20. Jahrhundert weiter entwickelt und vieles davon im Nationalsozialismus – aber nicht nur dort – realisiert. Die Textsammlung gibt den Anstoß, biologistisch-sozialrassistische Äußerungen als solche wahrzunehmen und sich jederzeit damit kritisch auseinanderzusetzen, zumal sie uns manchmal noch immer als „ehrwürdige“ Dokumente aus der Geschichte, manchmal aber auch als absolut moderne „Gegenwartslösungen“ in ziemlich renommierten Wissenschafts-, Politik- und Medienbereichen begegnen.

Amadou Lamine Sarr, geboren im Senegal, setzt sich aus der Sicht von Afrikanern mit dem europäischen Verbrechen der Sklaverei und dem „Dreieckshandel“ auseinander und thematisiert neben den wirtschaftlichen Ursachen und Folgen die Beweggründe der Europäer: Macht, Herrschaft und Rassismus. Die Vorurteile der Sklavenherrschaft des 15. Jahrhunderts unterschieden sich kaum von denen des 19. Jahrhunderts. Der wesentliche Teil des Artikels beschäftigt sich mit dem Wesen und Stellenwert des „Code

Noir“, dem menschenverachtenden Gesetz, das von Jean Baptiste Colbert vorbereitet, von Ludwig XIV. erlassen wurde und bis zur Abschaffung der Sklaverei 1848 in Frankreich deren Aufrechterhaltung und Legitimierung diente. A. L. Sarr mahnt eine eingehende Beschäftigung mit Wesen und Folgen der Sklaverei ein, die nicht nur der Geschichte gerecht wird, sondern sich auch mit den aktuellen Diskriminierungen und Abhängigkeiten auseinandersetzt.

Harald Wilfings Auseinandersetzung mit dem Begriff Rasse, als Gruppenbegriff unter Menschen gebraucht, beweist zusammenfassend noch einmal, dass dieser Begriff in der Biologie einen Anachronismus darstellt und wissenschaftlich unhaltbar ist. Politischer Rassismus bedarf nicht unbedingt eines wissenschaftlichen Beweises für die Existenz von Rassen, Pseudowissenschaft genügt, um rassistische Ungleichheitsideologien zu speisen. Die Argumentation, dass man nicht aus rassistischer, sondern aus wissenschaftlicher Sicht am Rassebegriff festhält – auch in „fortschrittlichen“ Kreisen zu hören – müsste nun endgültig der Vergangenheit angehören.

Die abschließenden Buchbesprechungen, verfasst von **Eveline Christof** und **Christopher Schlembach** unter dem Titel *Fragmente einer Sprache der Macht*, weisen weit über das Thema dieser Nummer hinaus. Aber das *Glossar der Gegenwart* und das *Pädagogische Glossar* sind wesentliche Beiträge zum analytischen Umgang mit Begrifflichkeiten, die helfen, biologistischen Erklärungen entgegenzuwirken.

Elke Renner

Auf der Jagd nach dem perfekt-erfolgreichen Menschen

Das sozialdarwinistische Gesellschaftsmodell als die große Versuchung der Moderne

Erfolgreich und perfekt zu sein, ist ein Ziel, dem sich in einer auf „Leistung“ fixierten, neoliberalen Gesellschaft kaum jemand verweigern will. Vergessen wird dabei freilich eines: Der Erfolg der einen ist unweigerlich mit dem Misserfolg der anderen verbunden. Offiziell will dies freilich nicht zugegeben werden. Die Faszination des (und der) Erfolgreichen ist ein Charakteristikum moderner entwickelter westlicher Gesellschaften. Mit der Industrialisierung der (westlichen) Industriestaaten waren Anforderungen an die Leistungsfähigkeit und die Verwendbarkeit gestellt, denen nicht alle entsprechen konnten. In einer durch „Rasse, Blut und Gene“ bestimmten Konkurrenzgesellschaft blieben viele auf der Strecke¹. Eine Herausforderung für die Theoretiker des Rassismus und Sozialdarwinismus bestand (und besteht) darin, dass die soziale Wirklichkeit keineswegs vollständig der Vorstellung von einem allseitigen Konkurrenzkampf in der Natur entspricht, da aufgrund erblicher Privilegien oder sozial-humanitärer Einrichtungen die Auslesefaktoren ausgeschaltet oder zumindest in ihrer Wirksamkeit behindert werden: Durch menschliche Eingriffe sei eine „Gegenauslese“ möglich geworden, die „Minderwertige“ auf Kosten der „Wertvollen“ begünstige².

Voraussetzung für dieses selektive Denken, das die Gesellschaft in „Brauchbare“ und „Unbrauchbare“ schied, war, dass

- 1 Peter Weingart, Jürgen Kroll, Kurt Bayertz: Rasse, Blut und Gene. Geschichte der Eugenik und Rassenhygiene in Deutschland. Frankfurt/M., 1988.
- 2 Johannes Zischka, Die NS-Rassenideologie. Machtaktisches Instrument oder handlungsbestimmendes Ideal? Frankfurt/M., Bern, New York, 1986 (Europäische Hochschulschriften, R. 3, Ser. 3), 37.

mit der beginnenden Industrialisierung in Europa im 18. und vor allem dann im 19. Jahrhundert im wahrsten Sinne des Wortes ein gar nicht so kleiner Teil der Gesellschaft „fragwürdig“ geworden war. Nutzbringend für das neue industrielle System war die Fähigkeit „zur Anpassung an einen vielfältigen Normendruck, von der Pünktlichkeit bis zur Leistungsgleichmäßigkeit ohne individuell-physiologischen Rhythmus, die Fähigkeit, immer dieselben Handgriffe auszuführen, die Bereitschaft zum reibungslosen, monotonen Funktionieren, die Unterdrückung störender persönlicher Besonderheiten und Eigenarten sowie Kalkulierbarkeit und Vorausrechenbarkeit des Verhaltens über eine lange Zeit“³.

In dem Maße, in dem der Begriff der „Minderwertigkeit“ gesellschaftsfähig wurde, verschärfte sich die „soziale“ Frage zu einer Wertfrage: „Seither war ein Mensch in allen europäischen sich industrialisierenden Gesellschaften keineswegs immer auch ein Mensch; er konnte auch ein Unmensch oder Untermensch sein. Und kaum jemand fand etwas dabei“⁴. Diejenigen, die den Standards dieser europäischen Hochleistungsgesellschaft nicht entsprechen konnten, wurden aus einem umfassenden Verständnis von Menschsein entfernt – „etwa mit Begriffen wie die Minderwertigen, die Asozialen, die Entarteten, die Untermenschen, später in den 30er und 40er Jahren auch die Gemeinschaftsunfähigen oder die Gemeinschaftsfremden“⁵. Zwar sollten sie in dafür geschaffenen „Wohlfahrts“-Einrichtungen „gebessert“ und soweit wie möglich leistungsfähig gemacht werden. Falls dies ohne Erfolg blieb, waren sie zum „Wohl“ der Leistungsfähigen und Tüchtigen weiterhin in Straf- und Korrekturanstalten, Alters- und Fürsorgeheimen isoliert.

Der perfekte Mensch: „Passed in genetics“

Mit der „Bewahrung“ war das Problem aus sozialdarwinistischer Sicht – vor allem wegen des damit verbundenen Kostenaufwands

3 Dörner, Tödliches Mitleid. Zur Frage der Unerträglichkeit des Lebens oder: die soziale Frage: Entstehung, Medizinisierung, NS-Endlösung heute und morgen. Gütersloh, 1988, 22.

4 Ebenda, 28.

5 Ebenda, 28.

– nur zum Teil gelöst. Mit dem aus der Biologie übernommenen Erklärungsmuster der Vererblichkeit sozial unerwünschter Verhaltensweisen gerieten die solcherart Stigmatisierten weiter unter Druck. Nun bot die Verhinderung der Weitergabe dieser Disposition die Begründung dafür, nur mehr jenen Menschen einen Lebensraum zu geben, die leistungsfähig und sozial erträglich sein konnten: „Jetzt konnte man mit Hilfe der Erblichkeitshypothese auch bei Regelwidrigkeiten, denen man therapeutisch noch nichts anhaben konnte, durch Verhinderung der Fortpflanzung eugenisch-präventiv und damit für die Gesellschaft kostensparend und segensreich wirken“⁶.

1883 bezeichnete der britische Evolutionstheoretiker Sir Francis Galton (1822–1911), ein Vetter Darwins, die „Eugenik“ als eine Wissenschaft, „die sich mit allen Einflüssen beschäftigt, welche die angeborenen Qualitäten einer Rasse verbessern“⁷. Galton, ein damals international anerkannter Vererbungspsychologe, war von dem Gedanken besessen, die Übel der Welt ließen sich durch Heranzüchtung einer Begabungselite verhindern. Seine „Frohe Botschaft“, die sich auf die davon Betroffenen freilich als „Droh“-Botschaft auswirken sollte, lautete: Verbrechen kann durch Nichtvermehrung der Verbrecher, Armut durch Nichtvermehrung der Armen „geheilt“ werden⁸. Dahinter stand eine tiefe Angst vor der Degeneration und „Entartung“ der Gesellschaft, die gleichsam als „biologischer“ Organismus mit einer gleichen bzw. ähnlichen Struktur gedacht wurde.

Um dies zu verhindern, müsse – so Galtons Vorstellung – das „natürliche Selektionsprinzip“, das durch Maßnahmen der Sozialpolitik und durch „Humanitätsduselei“ außer Kraft gesetzt worden sei, wieder zu seinem Recht kommen. Notwendig sei also ein allgemeines Umdenken, das allerdings auch durch staatliche Maßnahmen entsprechend gefördert werden sollte. Galton hat seine Vorstellungen von dieser „neuen“, selektierten Welt in seinem utopischen Entwurf des Landes „Kantsaywhe-

6 Ebenda, 30.

7 Egmont R. Koch, *Im Kopf ein Paradies. Auf dem Weg zu einem sanften Faschismus*. München, 1984 (Kösel-Sachbuch), 20.

8 Michael Billig, *Die rassistische Internationale. Zur Renaissance der Rassenlehre in der modernen Psychologie*. Frankfurt/M., 1981, 11.

re“ festgehalten, in dem Menschen nach einem Punktesystem je nach ihren vererbaren psychischen und geistigen Eigenschaften bewertet werden. Wer „positiv“ abgeschnitten hat, erhält das Zeugnis „Passed in Genetics“. Diejenigen, die die genetische „Prüfung“ (ihrer Erbanlagen) nicht bestehen, werden zum Verzicht auf Nachkommen verpflichtet beziehungsweise zum Verlassen von „Kantsaywhere“ aufgefordert⁹. Da die erforderlichen „positiven“ Maßnahmen der Eugenik (die Förderung „wertvoller“ Erbmasse) nur langfristig Wirkung zeigen konnten, verschoben sich (wissenschaftliche) Argumentationen wie konkrete Handlungsstrategien zusehends in Richtung auf die „Ausmerzungen“ derer, denen kein (erbbiologischer) „Wert“ zugemessen wurde.

Die Stunde der wissenschaftlichen „Schreibtischtäter“ hatte geschlagen. Zunächst nur in Konturen und dann immer deutlicher zeigte sich der Zusammenhang zwischen Sozialdarwinismus, Eugenik und „Euthanasie“¹⁰. Im Laufe der Jahrzehnte wurden die Forderungen immer extremer und reichten schließlich von der Asylisierung in Anstalten und Eheverboten über freiwillige und Zwangssterilisierung bis hin zur planmäßig gewollten Lebensvernichtung. Die Rassenhygiene als sozialreaktionäre Strömung suchte mit dem Hinweis auf die „Natur“ des Menschen sozialpolitische Maßnahmen der Fürsorge und der Unterstützung rückgängig zu machen. Es sei daher notwendig, das Zeugen und Gebären bei „Wertvollen“ zu fördern und bei „Minderwertigen“ einzuschränken bzw. zu verhindern und eine Rückkehr zur „sexuellen Auslese“ durchzusetzen. Hermann Werner Siemen hat dies in seiner Schrift „Vererbungslehre, Rassenhygiene und Bevölkerungspolitik. Für Gebildete aller Stände“ (1916) deutlich formuliert:

„Der Brennpunkt aller rassenhygienischen Bestrebungen liegt folglich ebenso wie der Brennpunkt jeder zielbewussten Bevölkerungspolitik in Maßnahmen zur Abstufung der Fruchtbarkeit nach dem Erbwert: An der Erzeugung des nächsten Geschlechts müssen die durch-

9 Weingart/Kroll/Bayertz: Rasse, Blut und Gene, 32f.

10 Martin Brüne, Theo R. Payk (Hrsg.): Sozialdarwinismus, Genetik und Euthanasie. Menschenbilder in der Psychiatrie. Stuttgart, 2004.

schnittlich Tüchtigeren in höherem Grade beteiligt sein als die weniger Leistungsfähigen. Der Kernpunkt der ganzen Rassenhygiene ist also... eine rassenhygienische Geburtenpolitik ...“¹¹.

Für Alfred Ploetz, der 1904 das „Archiv für Rassenkunde und Gesellschaftsbiologie“ und 1905 die „Gesellschaft für Rassenpflege“ gegründet hatte, bot die Medizin die besten Voraussetzungen zur Herstellung neuer gesellschaftlicher Verhältnisse, um einen „Veredelungsprozess“ der germanischen Rasse in Bewegung zu bringen. In seinem Buch „Die Tüchtigen unserer Rasse und der Schutz der Schwachen“ beschäftigte er sich mit „günstigen menschlichen Zuchtbedingungen“ und plädierte für die Tötung schwächlicher und „misstratener“ Kinder. Armut ist für ihn ein Mittel der „ökonomischen Ausjäte“, Kranken- und Arbeitslosenversicherungen seien abzulehnen, da sie den Kampf ums Dasein korrigierten¹².

Auch der bayrische Arzt Dr. Wilhelm Schallmayer präsentierte 1903 der Öffentlichkeit seine Vorstellungen von einer „biologischen Gesellschaftsreform“. Immerhin war er damit Preisträger bei einem von Alfred Krupp ausgeschriebenen Wettbewerb geworden, der der Beantwortung der Frage gewidmet war: „Was lernen wir aus den Prinzipien der Descendenztheorie?“ In seiner Arbeit „Vererbung und Auslese im Lebenslauf der Völker, eine staatswissenschaftliche Studie auf Grund der neueren Biologie“ (die in den nächsten Jahren als das Standardwerk für Eugenik/ Erbgesundheitslehre galt) meinte Schallmayer unter anderem, die Sozialreform habe es den Schwachen erst ermöglicht zu überleben und der Staat habe damit in den natürlichen Selektionsprozess eingegriffen. Als Korrektur sei eine „aktive Auslese“ („Zuchtwahl“) notwendig¹³. Zur besseren Kontrolle der „Untüchtigen“ schlug Schallmayer übrigens die Einführung einer „Krankenpasskarte“ vor, die nicht nur Daten zur Person, son-

11 Zitiert nach: Gisela Bock, Zwangssterilisation im Nationalsozialismus. Studien zur Rassenpolitik und Frauenpolitik. Opladen, 1986 (Schriften des Zentralinstituts für Sozialwissenschaftliche Forschung der Freien Universität Berlin. 48), 33.

12 Ernst Klee: „Euthanasie“ im NS-Staat. Die „Vernichtung lebensunwerten Lebens“. Frankfurt/M., 1985 (Fischer-Taschenbücher. 4326), 18.

13 Weingart/Kroll/Bayertz, Rasse, Blut und Gene, 38ff.

dern auch Informationen über die „genetische“ Qualität des Trägers enthalten sollte¹⁴.

Der Nutzen der Nützlichen und die Kosten der Unnützen: Verminderung der Erzeugung von „Minusvarianten“

Eine wesentliche Verschärfung des Umgangs mit Behinderten, Kranken und sozial Schwachen brachten die immer deutlicher ausgesprochenen Erwägungen und Berechnungen des (gesellschaftlichen) Kostenaufwands für die als „behindert“ und daher als gesellschaftliche „Last“ Stigmatisierten. Rentabilitätsrechnungen gehören bis heute zum Arsenal der gesellschaftlichen Diffamierung und Ausgrenzung. 1911 schrieb die Frankfurter Zeitschrift „Umschau“ (eine „Wochenschrift für die Fortschritte in Wissenschaft und Technik“) ein Preisausschreiben aus zum Thema: „Was kosten die schlechten Rasselemente den Staat und die Gesellschaft?“ In dem Ausschreibungstext heißt es programmatisch:

„Der arbeitende, Wert schaffende Teil der Bevölkerung hat nicht allein sich selbst zu erhalten, sondern auch alle diejenigen, welche nicht arbeiten können oder wollen. Dadurch ist eine gewaltige Last auf seine Schultern gelegt ... Von einem sehr erheblichen Teil dieser Bürde könnten die Arbeitenden befreit werden. Denn nicht nur der Jugend und dem Alter müssen sie ihre Tätigkeit opfern, sondern auch der Erhaltung und Pflege der Kranken und Minderwertigen, welche zeitweilig oder dauernd zur Arbeit nicht befähigt oder nicht willig sind. Ungeheure Summen an Zeit, Geld und Arbeitskraft könnten erspart werden, wenn durch Verbesserungen des Milieus im weitesten Sinne (Tilgung der Ansteckungsgefahren, Beseitigung hygienischer Schädlichkeiten, sorgfältige Erziehung usw.) die Entstehung von Kranken, Krüppeln, Irren, Verbrechern, erwerbsunfähigen Armen usw. vorgebeugt wird. Aber alle Anstrengungen zur Verbesserung der Umwelt versagen gegenüber der angeborenen, ererbten Kränklichkeit und Minderwertigkeit, und eine volle Befreiung der Arbeitenden von vermeidbaren Lasten kann nur

14 Sheila Faith Weiss, Race Hygiene and National Efficiency. The Eugenics of Wilhelm Schallmayer. Berkeley, Los Angeles, London, 1987, 55.

erreicht werden, wenn auch die Erzeugung von Kranken und Minderwertigen soviel als möglich verhindert wird ... Die Verminderung der Erzeugung von ‚Minusvarianten‘ wird zu einer immer gebieterischen Forderung unserer Zeit ... In allen Veröffentlichungen, welche sich mit der Verbesserung unserer Rasse beschäftigen, wird darauf hingewiesen, welche Unsummen der Staat, die Gemeinden und der Privatmann direkt oder indirekt für Personen ausgeben müssen, die besser nicht geboren wären; wie viele Tausende tüchtiger Bürger, statt nützlicher Arbeit nachgehen zu können, müssen sich diesen Personen als Wärter, Beamte, Ärzte usw. widmen!“¹⁵.

Der Sozialhygieniker Alfred Grotjahn schätzte 1912 die Kosten eines nicht arbeitsfähigen „Krüppels“ auf 600 Mark; 1913 berechnete Ignaz Kraupp einen Mehraufwand von über 100 Millionen Mark für die Unterbringung der „idiotischen epileptischen, geisteskranken, taubstummen, verkrüppelten Kinder und insbesondere auch für Hilfsschüler und Fürsorgezöglinge gegenüber den normalen Schülern“¹⁶. Die theoretisch begründete „Menschenökonomie“ des österreichischen Sozialphilosophen und Finanzsoziologen Rudolf Goldscheid war zu einem gesellschafts-politischen Argument geworden¹⁷.

Bis zum Ersten Weltkrieg blieben die hinter diesen Befürchtungen einer biologischen (genetischen) „Verschlechterung“ der Gesellschaft stehenden Theorien freilich noch auf einen kleinen Kreis beschränkt. Die „Gesellschaft für Rassenhygiene“ zum Beispiel hatte 1914 (10 Jahre nach ihrer Gründung) immer noch nicht mehr als 350 Mitglieder. Ihre Forderung nach einer „sexuellen Zuchtwahl“ (im Klartext: Eheverbot und Zwangssterilisation) bzw. die Unterstützung der Kinderfreudigkeit der „Wertvollen“ (durch wirtschaftliche Maßnahmen und eine Verpflichtung

15 Zitiert nach: Gabriel Richter, *Blindheit und Eugenik (1918–1945)*. Freiburg/Bg., 1986 (Freiburger Forschungen zur Medizingeschichte. NF. 15), 32f.

16 Zitiert nach: Ebenda, 33.

17 Rudolf Goldscheid, *Entwicklungswerttheorie, Entwicklungsökonomie, Menschenökonomie: eine Programmschrift*. Leipzig, 1908- Zur gegenwärtigen Diskussion: Ulrich Bröckling, *Menschenökonomie, Humankapital. Eine Kritik der biopolitischen Ökonomie*, in: *Mittelweg* 26, 12(2003), 1.

zum Kinderkriegen) erreichte nur einen begrenzten Teil der Öffentlichkeit. Sie wurden jedoch durch die professoralen Mitglieder der Gesellschaft in Vorlesungen und Veröffentlichungen vor allem im akademisch-medizinischen Milieu verbreitet und beeinflussten so eine ganze Generation von Medizinern und anderen Wissenschaftlern¹⁸.

Der Erste Weltkrieg bedeutete für die Vertreter der Eugenik eine Herausforderung insofern, als unter dem Eindruck der enormen Zahl von Kriegstoten befürchtet wurde, dass sich in diesem Kampf, der allseits als „Kampf ums Dasein“ und ums „Überleben“ interpretiert wurde, die „Besten“ opfern müssten, während die „Minderwertigen“ und Wehrunwürdigen ungeschoren davonkommen könnten. Diese Vorstellungen beschränkten sich keineswegs ausschließlich auf einen kleinen Kreis von Chauvinisten. Auch für Julius Tandler hatte der Erste Weltkrieg eine negativ selektorische Funktion¹⁹. Im Sinne einer militarisierten Sozial-Ethik begannen Ärzte, sich als Feiglinge und Verräter zu erleben, wenn sie mit ihren Patienten Mitleid empfanden und „nervöse Schwächlinge“ aus der Kampflinie zurückzogen. Als „Erzieher“ ihrer Patienten entwickelten sie eine Therapie der „durchfahrenden Pädagogik“, die die Medizin als Straf- und Disziplinierungsinstrument einsetzte²⁰.

In den Diskussionen um die Ursachen der gesellschaftlich-politischen Krise der Weimarer Republik und unter dem Eindruck der dramatischen ökonomischen Lage neigten nach dem verloren gegangenen Krieg mehr und mehr Psychiater in Deutschland dazu, bestimmte Patientengruppen als „Ballastexistenzen“ zu stigmatisieren, da sie der Gesellschaft durch ihre notwendige Versorgung unerträglich hohe Kosten verursachten. Der Jurist Karl Binding (Professor in Leipzig und Reichsgerichts-

18 Swantje Köbsell, *Eingriffe. Zwangssterilisation geistig behinderter Frauen*. München, 1987, 16.

19 Doris Bayer, *Rassenhygiene und Wohlfahrtspflege. Zur Entstehung eines sozialdemokratischen Machtdispositivs in Österreich bis 1934*. Frankfurt/M., New York, 1988 (Campus-Forschung. 564), 76.

20 Johann Bleker, Heinz-Peter Schmiedebach (Hrsg.), *Medizin und Krieg. Vom Dilemma der Heilberufe 1865 bis 1985*. Frankfurt/M., 1987 (Fischer-Taschenbuch. 3859), 127f.

präsident) und der Mediziner Alfred Erich Hoche (Professor für Psychiatrie und Neurologie in Freiburg/Bg.) haben diesen Tendenzen 1920 in ihrer Schrift „Die Freigabe der Vernichtung lebensunwerten Lebens“ den notwendigen akademischen (ärztlichen und juristischen) Argumentationsrahmen geliefert und damit die Diskriminierung und Kriminalisierung chronisch geistig/körperlich Kranker durch ihre Reputation als Wissenschaftler legitimiert. Nun werden die von ihnen geprägten Begriffe „leere Menschenhülsen“, „Defektmenschen“ ohne irgendwelche produktiven Leistungen, „Ballastexistenzen“ zum Allgemeingut der rassenhygienischen Debatten²¹.

Bindings und Hoches Schrift war ein Signal für eine Entwicklung, die sich – gestützt auf die krisenhafte Entwicklung gegen Ende der 20er Jahre mehr und mehr bemerkbar machte: Nun wurde vor allem die „negative Eugenik“ in ihrer ganzen Bandbreite zur Diskussion gestellt, von der Asylierung über die Zwangssterilisation“ bis hin zur Freigabe der Tötung vermeintlich „lebensunwerten Lebens“. Ernst Mann hatte bereits 1920 in seiner Schrift „Die Moral der Kraft“ zur Vermeidung untragbarer Mehrkosten die Eliminierung irreparabler Kranker und Behinderter gefordert und als Instrument dafür die Einsetzung von Kontrollversammlungen und „Selektionsärzten“ vorgeschlagen:

„Der Staat sorge streng für die Vernichtung aller Schwächlinge und Kränklinge. Auf jährlichen Kontrollversammlungen ist der Gesundheitszustand des ganzen Volkes durch die besten Ärzte zu prüfen, die Kranken und Schwachen auszuscheiden und zu vernichten. Auch außerhalb dieser Kontrollversammlungen sei es die Pflicht eines jeden, der sich krank oder elend fühlt, sich den Kontrollärzten zu stellen, für jeden, der einen kranken, elenden Menschen antrifft, ihn der Gesundheitspolizei zu melden ...“²².

21 Informativ dazu: Hans-Ludwig Siemen, Das Grauen ist vorprogrammiert. Psychiatrie zwischen Faschismus und Atomkrieg. Gießen, 1982; Hans-Ludwig Siemen, Menschen blieben auf der Strecke. Psychiatrie zwischen Reform und Nationalsozialismus. Gütersloh, 1987.

22 Zitiert nach: Richter, Blindheit und Eugenik, 49.

Der „Leistungsstaat“ des Nationalsozialismus: „Unproduktivität“ als Todesurteil

Das NS-System war ein nahezu perfekter „Leistungs“-Staat: Hier war der Wert des Einzelnen bestimmt durch die „Leistung“ und den „Beitrag“, den er für den Staat (in der damaligen Diktion: die „Volksgemeinschaft“) erbringen konnte. Das hieß aber auch: Wer für die Gemeinschaft nichts leisten wollte oder nichts zu leisten imstande war (wer also nichts „brachte“), der hatte in der deutschen bzw. der österreichischen Gesellschaft wenig Platz und kaum bis gar keine Lebens-Berechtigung²³. In der NS-Gesellschaft waren bestimmte „Werte“ – Gerechtigkeit, Mitgefühl/Mitleid und Toleranz – zu „Un-Werten“ erklärt und auch mit den Mitteln der Staatsmacht abqualifiziert und verdächtig gemacht worden. Stattdessen waren Härte, Unbarmherzigkeit und Gewalt als neue Werte getreten.

Mit der Etablierung des nationalsozialistischen Regimes ab dem Jänner 1933 waren für die Praktizierung sozialdarwinistischer „Lösungs“-Phantasien alle Beschränkungen gefallen. Unter den Rahmenbedingungen nationalsozialistischer Herrschaft (Zerstörung der Demokratie, Dominanz kriegswirtschaftlicher Zielsetzung, Zugriff auf sämtliche gesellschaftliche Ressourcen) entwickelte sich eine Sozialpolitik, die grundsätzlich auf die „Leistungssteigerung“ des Einzelnen zum Nutzen der Volks-„Gemeinschaft“ abzielte. Nun war es möglich, jene zunächst nur laut oder leise gedachten Vorstellungen einer „neuen“ Gesellschaft arbeitsfähiger, leistungswilliger und körperlich intakter Menschen in die Praxis umzusetzen. Der arbeitende Mensch wurde zur Leitfigur des „vollwertigen“ Menschen. Gesundheits- und Sozialeinrichtungen hatten die Aufgabe, die Arbeits- und Wehrfähigkeit zu gewährleisten und die Reproduktionsfähigkeit des „Volkes“ sicherzustellen.

Der NS-Rassenhygiene des Nationalsozialismus ging es vor

²³ Detlev Peukert (Hrsg.), Die Reihen fast geschlossen. Beiträge zur Geschichte des Alltags unterm Nationalsozialismus. Wuppertal, 1981; Ulrich Herrmann (Hrsg.), Die Formung des Volksgenossen. Der „Erziehungsstaat“ des Dritten Reiches. Weinheim, Basel, 1985 (Geschichte des Erziehungs- und Bildungswesens in Deutschland. 6).

allem um die Steuerung künftiger gesellschaftlicher Entwicklungen. Die NS-Gesundheitspolitik war kompromisslos auf die Leistungssteigerung des Einzelnen ausgerichtet. Karola Kuhlmann hat in ihrer Untersuchung der Fragestellungen deutscher Dissertationen im Fachbereich Fürsorgeerziehung in der NS-Zeit an vielen Beispielen die Akzeptanz des erbbiologischen Paradigmas in der Fürsorgeerziehung dokumentiert: Fürsorgezöglinge werden nun nicht mehr als erblich „belastet“, sondern schlichtweg als „erbkrank“ abqualifiziert und als „primitiv“, „triebbestimmt“ und durch eine „unausrottbare Feindseligkeit gegen Ruhe und Ordnung“ charakterisiert. Man müsse daher – so der End-Lösungsvorschlag einer Doktorandin der Psychologie 1934 – auch bei dieser Gruppe darangehen, „die Axt dem Baum an die Wurzel zu legen“. Notwendig sei es, gegen die Verwahrlosung der Kinder schon bei den Eltern Vorsorgemaßnahmen zu treffen, die „eine Belastung vollwertiger Mitglieder durch Minderwertige ausschalten“²⁴.

Eine wesentliche Voraussetzung für die Durchführung dieses Programms war allerdings die diagnostische Erfassung der Gesellschaft nach den Kriterien von Gesundheit und Krankheit, Leistungs- und Konsumfähigkeit, Gefährlichkeit und Ungefährlichkeit. Als Ergebnis dieser Bestandsaufnahme konnten aus dem „Volkskörper“ jene ausgeschieden werden, die keine „Volks-genossen“ sein durften und als „Gemeinschaftsfremde“ aus der Gesellschaft ausgeschlossen bleiben sollten²⁵. Als Mittel zur Exekution dieses Ausgrenzungs- und Vernichtungsprogramms diente die staatliche Gesetzgebung, die nun die Möglichkeit bot, durchaus „legal“ und mit Hilfe der öffentlichen Einrichtungen

24 Elisabeth Heberer, Wünsche und Vorsätze bei Fürsorgezöglingen. Phil. Dss. Gießen, 1934, zitiert nach: Carola Kuhlmann, *Erbkrank oder erziehbar? Jugendhilfe als Vorsorge und Aussonderung in der Fürsorgeerziehung in Westfalen von 1933–1945*. Weinheim, München, 1989 (Beiträge zur Geschichte der Sozialpädagogik), 80.

25 Götz Aly (Hrsg.), *Aussonderung und Tod. Die klinische Hinrichtung der Unbrauchbaren*. Berlin, 1985 (Beiträge zur nationalsozialistischen Gesundheits- und Sozialpolitik. 1); Götz Aly, Karl Heinz Roth: *Die restlose Erfassung. Volkszählen, Identifizieren, Aussondern im Nationalsozialismus*. Frankfurt/M., 2000 (Fischer-Taschenbücher. Die Zeit des Nationalsozialismus. 14767).

ein Programm der Ausmerze und der Stigmatisierung durchzuführen: Mit dem „Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses“ vom 14. Juli 1933 konnte Menschen oder Familien das Recht abgesprochen werden, sich zu vermehren. Antragsberechtigt waren die Betroffenen selbst (oder ihr gesetzlicher Vertreter), beamtete Ärzte und die Anstaltsleiter von Kranken-, Heil- und Pflegeanstalten. Zuständig für die Entscheidung waren die „Erbgesundheitsgerichte“. Das Gesetz trat am 1. Jänner 1934 in Kraft. Nach Erhebungen des (bundesdeutschen) Bundesministers für Justiz sind zwischen 1933 und 1945 insgesamt etwa 350.000 Sterilisationen (oft gegen den Willen der Betroffenen) vorgenommen worden²⁶.

Für Klaus Dörner ist diese unheilvolle Entwicklung durch eine steigende „Radikalisierung“ der Mittel wie der Ziele gekennzeichnet, die schließlich in einem gnadenlosen, gleichwohl mit ungleichen Waffen ausgetragenen „Krieg“ gegen die psychisch Kranken, Nichtgewollten und sich den Ansprüchen des Regimes Verweigernden führte. Analog zum außenpolitischen Konzept des Vernichtungskrieges entwickelte sich ein „industrieller Vernichtungskrieg“ gegen die inneren Feinde, der sich der durch die Medizin denkbar möglich gemachten Unterscheidung zwischen „Heilbaren“ und „Unheilbaren“ bediente²⁷. Der erste Schritt zur Praktizierung der planmäßigen Vernichtung unproduktiven, „lebensunwerten“ Lebens war der streng vertrauliche Runderlass des Reichsinnenministers vom 18. August 1938, mit dem die „Meldepflicht für missgestaltete und idiotische Kinder“ eingeführt wurde. Anfang Oktober 1939 unterzeichnete Hitler in einem Schriftstück von 5 Zeilen an Dr. Brandt und Reichsleiter Bouhler eine prinzipielle Ermächtigung zum „Gnadentod“, dem bis August 1941 etwa 70.000 geistig und körperlich behinderte Menschen zum Opfer fielen. Die Rückdatierung erfolgte auf den 1. September 1939 und signalisiert, dass der Krieg nach „außen“ nun auch durch einen gnadenlosen Kampf im Inneren ergänzt

26 Christian Ganssmüller, Die Erbgesundheitspolitik des Dritten Reiches. Planung, Durchführung und Durchsetzung. Köln, Wien, 1987, 42f

27 Dörner, Tödliches Mitleid, 54.

wurde, dem insbesondere Kranke, Schwache und Hilflose zum Opfer fielen²⁸.

Als Hitler am 27. August 1941 die „Euthanasie“ wegen des Protests der Kirchen vor allem offiziell einstellen ließ, war das im Oktober 1939 gesteckte Plan-Soll bereits erfüllt: insgesamt waren bis dahin in den 5 Tötungsanstalten mehr als 70.000 Menschen ermordet worden²⁹. Die Zentrale der „T 4“ wurde nach dem August 1941 nicht aufgelöst, sondern lediglich organisatorisch umgebaut und ein flexibleres Programm für die Weiterführung der Tötungsaktionen erarbeitet. Tatsächlich erfolgte eine Erweiterung des Kreises der Tötungsopfer auch auf die „sozial Minderwertigen“ und die Insassen von Altersheimen, Fürsorgeanstalten und Heimen für Sicherheitsverwahrte. Unter dem geradezu lebensbedrohlichen medizinischen Begriff des „Psychopathen“ fielen nun auch jene, die als nicht „gemeinschaftsfähig“ oder als zum „Parasitismus“ neigende Volkselemente angeprangert wurden. Ein als T 4-Gutachter tätiger Psychiater verstand darunter 1942 *„alle psychopathischen, bestrafte[n], so genannten geborenen Verbrecher und Gemeinschaftsfeinde, die Schwindler, Betrüger, Hochstapler und Bauernfänger, die hysterischen Kanailles, die nachgewiesenermaßen Haltlosen und dadurch asozial gewordenen Psychopathen, die grob Gemütsarmen, unter ihnen vor allen Dingen die schweren, unverbesserlichen Anlageverbrecher, dazu die eingefleischten Prostituierten, die Zuhälter, die unverbesserlich und eingefleischten homosexuell sich Betätigenden und die unverbesserlichen Arbeitsscheuen“*³⁰.

Die Grenzenlosigkeit sozialdarwinistischer Lösungskonzepte zeigte sich, als ab Mitte 1942 Heil- und Pflegeanstalten und ihre Insassen zum Objekt einer großräumigen, katastrophenmedizinischen Planung wurden. Geisteskranke, sieche, alte oder in anderer Weise „unproduktive“ Menschen wurden zur „Verschiebe-

28 Klee, „Euthanasie“ im NS-Staat, 152.

29 Eine detaillierte Darstellung dazu bietet Götz Aly (Hrsg.), Aktion T 4. 1939 – 1945. Die „Euthanasie“-Zentrale in der Tiergartenstraße 4. Berlin, 1989 (Stätten der Geschichte Berlins. 26)..

30 Zitiert nach: Friedrich Karl Kaul, Die Psychiatrie im Strudel der „Euthanasie“. Ein Bericht über die erste industriemäßig durchgeführte Mordaktion des Naziregimes. Frankfurt/M., 197, 48.

masse“ beziehungsweise zu „Platzhaltern“. Sie wurden in den Betreuungseinrichtungen so lange geduldet, bis ihr Platz aus kriegswichtigen Gründen gebraucht und sie den (noch) Tüchtigen und „Wertvollen“ Platz machen mussten³¹. Mit dem „Euthanasie“-Gesetz, das 1941 in einer vorbereitenden Fassung vorlag, sollte die Möglichkeit des „Gnadentods“ legalisiert und Menschen in einem unheilbaren Zustand von ihrem Leiden „erlöst“ werden. Das Endziel war ein „reformiertes“, leistungsfähiges psychiatrisches Krankenhaus, in dem heilbare Krankheiten behandelt und unheilbar-unproduktive Patienten gar nicht aufgenommen werden sollten. Die tödlichen Zielsetzungen dieser nationalsozialistischen „Sozialpolitik“ sind auch in dem „Gemeinschaftsfremdengesetz“ (das 1944 bereits ausgearbeitet war) enthalten. Mit ihm sollte die deutsche/österreichische Gesellschaft umfassend in Lebenswerte und „Lebensunwerte“, nicht zu der Gemeinschaft Gehörende eingeteilt und Maßnahmen zur Ausscheidung der „Gemeinschaftsfremden“ durch die Kraft des „Gesetzes“ gerechtfertigt werden³².

Der im-perfekte Mensch: Sozialdarwinismus als die große Versuchung der Moderne

Wer über Nationalsozialismus spricht, muss auch von den Errungenschaften der „Moderne“ reden. Mit der Errichtung eines „rassisch-nationalistischen Wohlfahrtssystems“ hat die nationalsozialistische „Fürsorge“ im Rahmen der NS-Gesundheitspolitik Tendenzen ins Extreme geführt, die sich schon vorher ganz allgemein im europäischen Denken gezeigt hatten³³. Der

31 Michael Wunder, Ingrid Genkel, Harald Jenner, Auf dieser schiefen Ebene gibt es kein Halten mehr. Die Alsterdorfer Anstalten im Nationalsozialismus. Hamburg, 1987, 49.

32 Beitrag Dörner. In: Medizin im Nationalsozialismus. München, 1988 (Kolloquien des Instituts für Zeitgeschichte), 26; derselbe: Mythos der Heilbarkeit gestern und heute. In: Michael Wunder, Ingrid Genkel, Harald Jenner, Auf dieser schiefen Ebene gibt es kein Halten mehr. Die Alsterdorfer Anstalten im Nationalsozialismus. Hamburg, 1987, 11f.

33 Mark Mazower, Der dunkle Kontinent. Europa im 20. Jahrhundert. Frankfurt/M., 2002 (Fischer-Taschenbücher. 15009), 11–12.

Nationalsozialismus und seine Verbrechen sind im Zusammenhang eines Prozesses zu sehen, der weit zumindest bis ins 19. Jahrhundert zurückreicht und mit 1945 keineswegs abgeschlossen gewesen ist. Tut man dies, so hat das freilich auch Konsequenzen für die Gegenwart und unser gegenwärtiges politisches Bewusstsein:

„Wenn man nämlich die nationalsozialistische Vergangenheit nicht von vornherein als diskontinuierlich in der europäischen Geschichte des zwanzigsten Jahrhunderts betrachtet, sondern sie in den Kontinuitätszusammenhang der Moderne zurückordnet, fallen die Schatten dieser Vergangenheit noch viel dunkler in unsere Gegenwart, als es der Fall ist, wenn man das Jetzt als scharf getrennt vom Gestern wahrnimmt“³⁴.

Das Herrschafts-System des Nationalsozialismus ist 1945 militärisch besiegt worden. Die deutsche/österreichische Gesellschaft hat sich sehr rasch den neuen Gegebenheiten angepasst und den „Wiederaufbau“ in die Wege geleitet. Offiziell hat man sich von Nationalsozialismus abgewandt. Mit der Fiktion der „Stunde Null“ war es zwar möglich, die Vergangenheit hinter sich lassen und neu beginnen zu können. In den Köpfen aber sind weiterhin die alten Vorurteile geblieben. Der „schreckliche Traum“ vom vollkommenen Menschen ist als Alp-Traum der „Unvollkommenen“ nach wie vor existent³⁵. Eine Ausstellung des Deutschen Hygiene-Museums Dresden im Jahr 2000 war dem Thema „Der im-perfekte Mensch“ und dem Recht auf Unvollkommenheit gewidmet. Auf „Altären“, die zentrale gesellschaftliche Leitideale wie z.B. Schönheit, Gesundheit, Leistungsfähigkeit symbolisieren, wird die Glücksverheißung, die den Idealen eingeschrieben ist, zur Diskussion gestellt. Symbolisch soll hier dem Weg des Menschen vom „Mängelwesen“ zur Zivilisation, zur „Menschwerdung des Menschen“ durch die Entwicklung von Hilfsmitteln nachgegangen werden. Dieser Weg

34 Harald Welzer, Die Macht und die Ohnmacht der Bilder. Über Besetzung und Auslöschung von Geschichte, in: Harald Welzer (Hrsg.): Das Gedächtnis der Bilder. Tübingen, 1995, 166.

35 Manfred Kappeler, Der schreckliche Traum vom vollkommenen Menschen. Rassenhygiene und Eugenik in der sozialen Arbeit. Marburg, 2000.

endet in einem Spiegelgang, der den Menschen auf die Frage nach sich selbst zurückwirft³⁶.

Reproduktionstechnologien, Gentechnologie und Humangenetiker arbeiten an der Konstruktion des „perfekten“ Menschen, der funktioniert und dem Staat nach Möglichkeit wenig Folgekosten verursacht. In dieses Konzept gehört es auch, dass nach wie vor „Erbkrankheiten“ als Abweichung von der Norm nach Möglichkeit ausgerottet oder ihr Entstehen verhindert werden soll, und dass – wiederum – nach den Kosten der „Imperfekten“ gefragt wird. Auch die Faszination der „natürlichen“ Anlagen, die einen Menschen befähigen, „erfolgreich“ zu sein, ist ungebrochen. Die Kurzbiographie eines jungen und offensichtlich erfolgreichen Steuerrechtsexperten wird beispielsweise in der „Presse“ vom 16. September 2006 unter dem Titel „Der Bonus der Gene“ präsentiert. Was darunter gemeint sein soll, ist schon im ersten Satz gesagt:

„In seiner Familie gibt es acht aktive Juristen. Drei in der Elterngeneration und fünf in der eigenen. Sein Onkel ist der berühmte Finanz- und Steuerrechtler Werner Doralt, der 1992 auch im Gespräch für das Amt des Rechnungshofpräsidenten war“³⁷.

Der so Angesprochenen teilte diese Erklärung seines Erfolgs aus offensichtlich besserem Wissen und in realistischer Einschätzung der Macht seiner Gene und der Bedeutung sozialer Netzwerke so freilich nicht. „Augenzwinkernd“ meinte er zur journalistischen Wertschätzung seiner Gene, es sei ihm seine Verwandtschaft immer von Vorteil gewesen – „vor allem in New York, wo meine amerikanischen Kollegen [...] glaubten, die vielen Doralt-Bücher in meinem Regal seien alle von mir selbst geschrieben“³⁸.

Carl Amery hat in einem herausfordernden Text vorgeschlagen, Hitler (als Synonym für die Lebensperspektiven und das Menschenbild des Nationalsozialismus) nicht als Endpunkt, son-

36 Der (im-)perfekte Mensch. Vom Recht auf Unvollkommenheit. Begleitbuch zur Ausstellung „Der (im-)perfekte Mensch, Vom Recht auf Unvollkommenheit“ im Deutschen Hygiene-Museum vom 20. Dezember 2000 bis 12. August 2001. Ostfildern-Ruit, 2001.

37 Mathias Raftl, Der Bonus der Gene, in: Die Presse, 6.09.2006, K 1.

38 Mathias Raftl, Der Bonus der Gene, in: Die Presse, 6.09.2006, K 1.

dern als Vorläufer einer Entwicklung zu verstehen, die bis in unsere Gegenwart reicht³⁹. Daran mag vieles wahr, einiges wohl auch überzogen sein. Sicher aber ist, dass das Leitbild des nationalsozialistischen Leistungs-Staats – der perfekt funktionierende, einsatzbereite und leistungswillige Mensch – den Nationalsozialismus überdauert hat. Auch für den Sozialpsychologen Harald Welzer sind der Nationalsozialismus und seine Verbrechen im Zusammenhang eines Prozesses zu sehen, der zumindest bis ins 19. Jahrhundert zurückreicht und mit 1945 keineswegs abgeschlossen gewesen ist. Die Konsequenzen für die Gegenwart sind nicht zu übersehen.

Die Suche nach endgültigen „Lösungen“ der sozialen Frage und nach dem „schönen neuen Menschen“ hat auch in den postfaschistischen Gesellschaften Deutschlands/Österreichs keineswegs ihre Faszination verloren. Auf der Jagd der Tüchtigen und Leistungsfähigen nach Erfolg und gesellschaftlicher Anerkennung bleiben weiterhin die vermeintlich untüchtigen „Minderleister“ auf der Strecke. Dort, wo „Leistung“ undifferenziert zu einem gesellschaftlichen Standard gehoben wird, ist immer auch von den Nicht-Leistenden/Leistungsunwilligen die Rede. Im sozialdarwinistischen/neo-liberalen Gesellschaftskonzept ist „Ausschluss“ vorgesehen. Nicht „alle“ sollen und dürfen zu den Erfolgreichen gehören. In diesem Konzept sind Niederlagen (der anderen) geradezu notwendig vorgesehen: Die Armut der einen ist die Voraussetzung für den Reichtum der anderen. Die „Schönen und Reichen“ brauchen die Armen und Armseligen“, um schön und erfolgreich sein (und bleiben) zu können. Ungleichheit wird zu einem gesellschaftlichen Wert umdefiniert und „Ausschluss“ der jeweils anderen geradezu als gesellschaftliche Notwendigkeit deklariert⁴⁰.

Die menschliche „Natur“ und damit auch die Frage, was mit

39 Carl Amery, Hitler als Vorläufer. Auschwitz – der Beginn des 21. Jahrhunderts? München, 1998.

40 Heinz Bude, Andreas Willisch (Hrsg.), Das Problem der Exklusion. Ausgegrenzte, Entbehrliche, Überflüssige. Hamburg, 2006; Heinz Bude, Andreas Willisch (Hrsg.), Exklusion. Die Debatte über die „Überflüssigen“. Frankfurt/M., 2007 (Suhrkamp-Taschenbuch. Wissenschaft).

jenen Menschen zu geschehen habe, die von ihren „Anlagen“ her nicht in das geforderte Menschen-Bild passen, steht für eine „liberale Eugenik“ wieder zur Disposition⁴¹. In seinem neuesten Buch „Verworfenes Leben“ geht Zygmunt Bauman davon aus, dass die Moderne geradezu notwendiger Weise in ihrem Ordnungs-„Wahn“ die Ausgrenzung von Menschen vorsieht, die dieser Ordnung nicht entsprechen (können oder wollen). Aus dieser Perspektive kehrt sich der sozialdarwinistische Ansatz und seine Phantasie von der „natürlichen“ Effizienz der „Besseren“ in sein Gegenteil: „Die Produktion ‚menschlichen Abfalls‘ – korrekter ausgedrückt: nutzloser Menschen [...] ist ein unvermeidliches Ergebnis der Modernisierung und eine untrennbare Begleiterscheinung der Moderne“⁴².

41 Jürgen Habermas, Die Zukunft der menschlichen Natur. Auf dem Weg Zu einer liberalen Eugenik? Frankfurt/M.,2006 (Suhrkamp-Taschenbuch. Wissenschaft).

42 Zygmunt Bauman, Verworfenes Leben. Die Ausgegrenzten der Moderne. Hamburg, 2005, 12–13.

„Also, ich bin nicht wirklich optimistisch“

Ein Gespräch mit Ernst Berger am 10. November 2006

Zygmunt Bauman hat in einer seiner letzten Publikationen (Verworfenes Leben. Die Ausgegrenzten der Moderne. Hamburg, 2005) davon gesprochen, dass moderne Gesellschaften im Gegensatz zur öffentlichen Wahrnehmung durch Ausschluss und Exklusivität gekennzeichnet sind.

Ernst Berger: Wir beobachten heute in der Jugendpsychiatrie, dass sich die Tendenzen verstärken, Jugendliche abweichenden Verhaltens zu marginalisieren und sie nicht in den Mainstream gesellschaftlichen Lebens zurückzuholen. Im Gegensatz zu den 1970er/1980er Jahren, als das Bemühen um Reintegration von Jugendlichen, die durch ihre Lebensbedingungen wie durch ihre Verhaltensweisen an den Rand der Gesellschaft geraten sind, noch eine gesellschaftlich akzeptierte Strategie war, gehen diese Bemühungen jetzt immer weiter zurück. Seit etwa zehn Jahren finden wir in den Massenmedien, aber auch in der populären Literatur verstärkt das Schlagwort „Kinder brauchen Grenzen“. Vor einigen Wochen fand sich in den „Salzburger Nachrichten“ ein Bericht, wonach der Salzburger Landesschulinspektor der Presse mitgeteilt hatte, dass er in zwei Klassen einen Zusatzlehrer schwierigen Schülern an die Seite gesetzt habe mit dem Auftrag, diese zu „bändigen“. Bedenklich an dieser Meldung ist nicht die Aussage, dass dort ein zusätzlicher Lehrer zur Sicherung der „Ordnung“ beigestellt wurde. Das gibt es auch in Wien. Dort allerdings mit dem Auftrag, stützend und helfend wirksam zu sein. In der Meldung der „Salzburger Nachrichten“ wird im Gegensatz dazu der Ausgrenzungsaspekt betont. Zentrale Aufgabe der Kinder- und Jugendpsychiatrie ist es, diesen Spagat zu schaffen zwischen unterstützenden, helfenden Strategien und dem zweiten Teil von Kinder- und Jugendpsychiatrie, den es natürlich auch gibt, nämlich eine gesellschaftliche Kontrollinstanz darzustellen. Anzumerken ist hier, dass in der Öffentlichkeit diese Aufgaben in den letzten Jahren deutlicher in Richtung der

Kontrollfunktion akzentuiert werden und die helfende Funktion immer mehr in den Hintergrund tritt. Ich sehe diese Tendenz in der Kinder- und Jugendpsychiatrie, in der Jugendwohlfahrt, in der Pädagogik/Schulpädagogik.

In den frühen 1980er Jahren tauchte in den sozialwissenschaftlichen Diskussionen der Begriff „Zweidrittelgesellschaft“ auf. Gemeint war damit, dass in modernen/kapitalistischen Gesellschaften als Ergebnis der ökonomischen Veränderungen nur mehr ein Drittel im direkten Produktionsprozess stehen und die restlichen zwei Drittel der „Unproduktiven“ (die Alten, die nicht mehr Produktionsfähigen, die Kranken und die Behinderten) an den Rand der Gesellschaft gestellt sind.

Ernst Berger: Ich glaube, dass der Begriff Zweidrittelgesellschaft, der im Wesentlichen ein sozioökonomischer Begriff ist, enge Berührungspunkte zu diesen gesellschaftlichen Einstellungen und Bewusstseinszuständen hat, die zu den vor mir eben beschriebenen Phänomenen führten. Die Umakzentuierung von helfenden und unterstützenden zu ausgrenzenden Strategien korreliert ziemlich deutlich in ihrem zeitlichen Ablauf mit der Renaissance einer neoliberalen Wirtschaftspolitik. Man kann diese Veränderungen auch an sozialmedizinischen, hauptsächlich aus England stammenden Studien zur „relativen Armut“ festmachen. Dieser Begriff beschreibt das innerhalb entwickelter und wohlhabender Gesellschaften in den letzten beiden Jahrzehnten deutlich merkbare Aufgehen der Schere zwischen Reich und Arm. Ein Indiz für die Auswirkungen dieser neuen relativen Armut sind die Gesundheitsdaten und – was speziell die Jugendlichen betrifft – die deutliche Zunahme von Verhaltensauffälligkeit, Drogenkonsum und Veränderungen im Schulleistungserfolg. Ich denke, dass diese sozialmedizinischen Studien ein sehr brauchbares Konzept sind, das uns erklärt, warum sich diese Phänomene in hoch entwickelten Gesellschaften entwickeln konnten.

Abweichungen von der „Norm“ sind immer schon ein Problem gewesen. Diese Tendenzen lassen den Verdacht aufkommen, dass es hier Kontinuitäten gibt, die bis weit hinter das Jahr 1945 zurückreichen.

Ernst Berger: Diese Tatsache ist für mich ja auch ein Anlass gewesen, mich mit den Zusammenhängen der Jugendfürsorge und der Jugendpädagogik in der NS-Zeit und in der Zeit davor zu beschäftigen und Parallelen wie auch Unterschieden nachzugehen. Auch schon vor dem Nationalsozialismus treffen wir in den öffentlichen Diskussionen nicht nur im Bereich der Jugendfürsorge und der Pädagogik auf Überlegungen, zwischen jenen zu unterscheiden, denen noch geholfen werden soll, und jenen hoffnungslosen „Fällen“, bei denen es sich – das wird nicht immer offen so formuliert, wohl aber so gedacht – nicht auszahlt, gesellschaftliche Ressourcen zu ihrer sozialen wie gesundheitlichen Integration in die Gesellschaft zu investieren. Es ging also darum, eine Unterscheidung zu treffen zwischen den einen, denen noch Unterstützung gewährt werden sollte, und den anderen, die mit dem sozial-rassistischen Begriff des „Asozialen“ von weiteren Hilfsstrategien ausgeschlossen und in dafür eingerichteten „Verwahrungs“-Einrichtungen bis hin zu Jugendkonzentrationslagern ausgegrenzt sein sollten.

Im Rückblick auf die historische Entwicklung stellt sich – auch für heute – prinzipiell die Frage, was und wie viel eine Gesellschaft an Kosten für diejenigen aufwenden möchte, von denen man vermutet, dass sie nicht imstande sein werden, einen entsprechenden Wert in die Gesellschaft einbringen zu können.

Ernst Berger: Hier zeigt sich heute eine eindeutige Tendenz. Soziale Institutionen, sei es Schule, sei es Jugendfürsorge, die für die Finanzierung von Unterstützungsmaßnahmen zur Verfügung stehen müssten, argumentieren damit, dass sie sich den Aufwand, den die Hilfe für diese Jugendlichen bedeuten würde, in Zeiten allgemeiner Sparmaßnahmen nicht leisten könnten. Ich erinnere beispielsweise daran, dass Unterrichtsministerin Gehler Lehrer, die ihre Aufgabe darin sahen, diese Hilfsstrategien zu realisieren, mit dem Begriff „Kuschellehrer“ etikettierte. Offensichtlich wollte sie damit transportieren, dass Lehrer vor allem dazu gebraucht werden, um Wissen zu vermitteln und Schüler zu befähigen, Leistung für die Gesellschaft zu erbringen. Die anderen Lehrer hingegen, die ja nur „kuscheln“, die braucht man

nicht. Das ökonomische Argument ist hier für mich ganz eklatant erkennbar.

Im Nationalsozialismus hat es ja noch ein anderes Argument gegeben. Ausgehend von der Fiktion, dass Menschen ausschließlich von ihren genetischen Anlagen her zu bestimmten Aufgaben fähig sind und andere nicht, wollte man darin auch einen Beweis dafür sehen, dass sich die jeweils Besten immer durchsetzen werden und die anderen durch ihr gesellschaftliches Versagen ihren „Unwert“ dokumentierten.

Ernst Berger: Dieses Denken ist sicherlich nicht untergegangen. Ich denke, dass es nicht explizit auch so formuliert wird. Die Diktion ist durch die Geschichte wohl diskriminiert, aber das Denken in diesen Kategorien ist noch vorhanden. Meiner Meinung nach ist es eines der zentralen Probleme der mangelnden Aufarbeitung der NS-Zeit, dass in der Öffentlichkeit die Oberflächenphänomene der Erscheinungen des Nationalsozialismus zwar bekannt und wohl auch bewusst sind, gleichzeitig aber viele jener Grundtendenzen, die übrigens ja schon vor der Zeit des Nationalsozialismus als Denkformen existierten, nicht verschwunden sind.

In letzter Zeit taucht in öffentlichen Diskussionen immer wieder das Stichwort „Unterschicht“ – in neuerer Diktion „Präkariat“ – auf. Wie steht es mit diesem Begriff aus der Sicht der Jugendpsychiatrie?

Ernst Berger: Um keine undifferenzierte Antwort zu geben, ist hier weiter auszuholen. Ich beziehe mich dabei auf kinderpsychiatrische Untersuchungen, die vor ungefähr zehn Jahren begonnen haben und die deutlich machen, dass die Lebensbedingungen junger Menschen ganz starke Einflussfaktoren auf das Entstehen psychischer Krankheiten sind. Unter diesen Lebensbedingungen sind bisher die familiären sehr gut herausgearbeitet, weniger gut die sozialen Lebensbedingungen im Sinne von sozioökonomischen Zusammenhängen. Deutlich zeigt sich aber, dass Kinder und Jugendliche, die während früher Entwicklungsphasen häufig den Wechsel von Bezugspersonen erlebt haben, in höherem Maße gefährdet sind, später an

psychischen Störungen (von Depressionen bis hin zu schizophrenen Störungen) zu erkranken. Der Zusammenhang ist vom Erscheinungsbild her nicht spezifisch, aber insgesamt doch ein sehr deutlicher. Die erwähnten Studien aus England zeigen sehr deutlich in der zweiten Phase der Thatcher-Regierung, als sich die sozialrepressiven Maßnahmen auszuwirken begannen und die Schere zwischen Arm und Reich größer geworden ist, dass die Zahl der Schulverweigerer, die Häufigkeit von delinquenten Verhalten unter Jugendlichen und der Drogenkonsum jugendlicher damals deutlich zugenommen hat. Damit sind auch für die Jugendpsychiatrie neue Herausforderungen entstanden. In der Reaktion jugendlicher auf die ihnen vorgegebenen sozioökonomischen wie familiären Rahmenbedingungen ist allerdings auch zu berücksichtigen, dass hier im konkreten Verhalten Coping-Mechanismen eine nicht unbeträchtliche Rolle spielen. Kinder und Jugendliche aus besser gestellten sozialen Verhältnissen haben wesentlich mehr Chancen, mit den Risiken, die sie in ihrer Biographie sammeln, zurecht zu kommen. Auch die Chance, dass sie bei Auftreten von Problemen adäquate Unterstützung bekommen, ist in höheren Schichten wesentlich größer. Aus Studien über die Auswirkungen der Diagnose Psychopathie wissen wir, dass diese Diagnose in der Praxis so gut wie immer mit in dem Entzug bestimmter Unterstützungsleistungen verbunden war, da „Psychopathen“ als unheilbar gegolten haben. Dazu kommt, dass diese Diagnose deutlich häufiger bei jungen Menschen mit abweichendem Verhalten gestellt wurde, deren Sozialstatus nicht zu dem jener Personen gepasst hat, die diese Diagnose gestellt haben. Sie standen also im Sozialstatus unter den Ärzten, aber auch unter dem Pflegepersonal. In Verbindung mit einem als „dissozial“ wahrgenommenen Verhalten wurde ihnen häufiger die Diagnose „psychopathisch“ zugewiesen als jenen Jugendlichen mit gleichen Verhaltensweisen aus höheren Sozialschichten, die mit den Diagnostizierenden besser zusammenpassten.

Leben in einer Hochleistungsgesellschaft setzt den leistungsbereiten und leistungsfähigen Menschen voraus, der sich den ihm vorgesetzten Lebens- und Arbeitsbedingungen anpassen kann.

Ernst Berger: Ich denke, dass es in Gesellschaften, in denen das Leistungsprinzip zu einem zentralen gesellschaftlichen Grundgedanken geworden ist, dazu führt, dass Jugendliche, die den Leistungserwartungen nicht entsprechen, prinzipiell schlechtere Entwicklungschancen haben. Ein konkretes Beispiel: In einer großen internationalen Studie der University of Pennsylvania zum Thema Gewalt in der Schule wurde nachgewiesen, dass relativ wenig Zusammenhang besteht zwischen Gewalt in der Schule und Jugendkriminalität insgesamt. Gewalt in der Schule ist ein Phänomen, das in jenen Ländern besonders problematisch auftritt, in denen hochdifferenzierte, leistungsorientierte Schulsysteme bestehen: Schulen sind mitbeteiligt an der Produktion des Gewaltpotentials, mit dem sie dann im Schulalltag konfrontiert sind. Was die konkreten Auswirkungen betrifft, so sind diese auf der individuellen Ebene nicht ganz einfach nachzuweisen. Faktum ist, dass Jugendliche, die in Entwicklungskrisen stecken und an den Rand psychischer Krankheit geraten, über den [Leistungs-]Druck klagen, unter dem sie von außen stehen. Andererseits ist der beklagte Disziplinruck durch die Eltern – distanziert betrachtet – in vielen Fällen nichts anderes als die Einforderung von Sozialisationsprozessen – bis hin zu den Leistungsanforderungen in der Schule.

Allerdings muss auch dazu gesagt werden, dass schon im Bewusstsein der Eltern als Notwendigkeit wahrgenommen wird, in einer Gesellschaft, die den Selektionsdruck über Leistung erhöht, Kinder in Anpassung an die von ihnen als Eltern akzeptierte Realität diesem Leistungsdruck auszusetzen, um notwendige Startpositionen im gesellschaftlichen Konkurrenzkampf sichern zu können.

Gegenmaßnahmen und Zukunftsentwicklungen?

Ernst Berger: Ich befürchte, dass wir den Tiefpunkt der Entwicklungen, die sich in Richtung Ausschließungstendenzen und steigenden Leistungsanforderungen bewegt, noch nicht überwunden haben. Eine grundsätzliche Veränderung kann nur dann in größerem Maße wirksam werden, wenn sich gesellschaftliche/politische Kräfte formieren, die dem neoliberalen Trend einen

deutlichen Widerstand bieten. Diesen Widerstand sehe ich angesichts der gegenwärtigen Entwicklungen in Europa nicht. Auch dort, wo in den letzten Jahren Sozialdemokratische Parteien Wahlerfolge zu verzeichnen hatten, ist eine wirkliche Trendumkehr nicht zu sehen. Ein Grund dafür ist wohl auch, dass die Sozialdemokratie in den letzten zehn Jahren diesen Tendenzen keinen wirklichen Widerstand entgegengesetzt hat.

Also ich bin nicht wirklich optimistisch. Das betrifft auch meine eigene Profession. In der Kinder- und Jugendpsychiatrie der letzten zehn Jahre haben sich sichtbar Stimmen etabliert, die dazu tendieren, Erscheinungen abweichenden Verhaltens beziehungsweise „Fehl-Verhalten“ von Jugendlichen mehr zu klassifizieren als sie zu verstehen. Jugendpsychiater/Jugendpsychiaterinnen, die nicht selektierend, sondern unterstützend und integrierend handeln, präsentieren nicht den Mainstream. Ich huldige gewiss keinem Kulturpessimismus, aber ich denke, dass die nächste Generation von jungen Wissenschaftlern und Ärztinnen und Ärzten sich wieder Plattformen schaffen werden, um die gegenwärtig zurückgedrängten Konzepte eines helfenden und unterstützenden Umgangs mit „schwierigen“ Kindern und Jugendlichen aufzunehmen und in ihr gesellschaftlich/politisches beziehungsweise professionelles Umfeld zu implementieren. Sie werden dabei – da bin ich ganz zuversichtlich – nicht das Rad neu erfinden müssen, sondern entdecken, dass es schon vor dreißig/vierzig Jahren Konzepte gegeben hat, an die anzuknüpfen ist.

Erich Ribolits

Elite ist man eben. Warum in der Bildungspolitik neuerdings wieder so gerne mit Begabung und Elite argumentiert wird

Einer der renommiertesten französischen Soziologen, Pierre Bourdieu, hat, im Zuge seiner umfangreichen Forschungen zur Reproduktion sozialer Ungleichheit in der Gesellschaft, in einem 1978 erschienenen kurzen Text die Kategorie eines „Rassismus der Intelligenz“ eingeführt.¹ Im Sinne seiner Analyse, bei der er davon ausgeht, dass es die invariante Funktion von Rassismen ist, gesellschaftlichen Gruppen für die jeweils spezifische Form ihrer Existenz eine Rechtfertigung zu liefern, brandmarkt er den Rassismus der Intelligenz als den „Rassismus der herrschenden Klasse“. Die Herrschenden der bürgerlichen Gesellschaft, deren Reproduktion aufs Engste mit der Weitergabe kulturellen Kapitals verknüpft ist, eines – wie er betont – „ererbten Kapitals, dessen Merkmal es ist, ein *inkorporiertes*, also scheinbar natürliches, angeborenes Kapital zu sein“, schaffen sich mit Hilfe des Rassismus der Intelligenz eine Rechtfertigung für ihre Privilegien in der von ihnen beherrschten sozialen Ordnung. Er beschreibt den Rassismus der Intelligenz als das, „was den Herrschenden das Gefühl gibt, in ihrer Existenz als Herrschende gerechtfertigt zu sein; das Gefühl, *Wesen höherer Art* zu sein.“ Es ist „die charakteristische Form der Soziodizee² einer herrschenden Klasse, deren Macht zum Teil auf den Besitz von Titeln wie den Bildungstiteln

1 Bourdieu Pierre: Der Rassismus der Intelligenz. In: Bourdieu: Soziologische Fragen. Suhrkamp-Verlag Frankfurt a.M. 1993, S. 252-256.

2 Bourdieu lehnt sich mit diesem Begriff offensichtlich an den von Gottfried Wilhelm Leibnitz eingeführten Begriff Theodizee an. Leibnitz verwendet diesen Begriff, der sich von den griechischen Wörtern *theos θεος* = Gott und *dike δικη* = Gerechtigkeit ableitet, um darzustellen, dass diese Welt die beste aller möglichen Welten sei und deshalb die Existenz des Bösen in der Welt nicht der Güte Gottes widerspreche. Sinngemäß ist mit Soziodizee somit die Legitimierung der sozialen Ordnung im Sinne einer höheren Gerechtigkeit gemeint.

beruht, die als Gewähr für Intelligenz gelten und in vielen Gesellschaften sogar beim Zugang zu den ökonomischen Machtpositionen an die Stelle der alten Titeln wie etwa der Eigentums- oder Adelstitel getreten sind“ (S.252/253).

Angesichts dessen, was insbesondere in den letzten Jahren an rassistischen Behauptungen (wieder) en vogue geworden ist, ist die Frage, ob die „Ideologie der Begabung“ mit dem Begriff „Rassismus“ tatsächlich adäquat charakterisiert wird, sicher berechtigt. Ohne Zweifel sind die vielfältigen Erscheinungsformen des Ethnorassismus wesentlich brutaler – für die durch ihn Verurteilten besteht überhaupt keine Chance der rassistischen Kategorisierung zu entkommen und sie gehen oft auch noch mit Vernichtungs- und Vertreibungsdrohungen einher. Derartiges ist für die Ideologie der Begabung kaum je der Fall. Und auch Bourdieu betont ausdrücklich, dass der „Rassismus der Intelligenz“ sich „durch eine ganze Reihe von Merkmalen von dem unterscheidet, was man üblicherweise als Rassismus bezeichnet“, dem – wie er ihn nennt – „kleinbürgerlichen Rassismus“. (S.252) Was allerdings durchaus berechtigt, im Zusammenhang mit der Begabungsideologie von Rassismus zu sprechen, ist, dass auch in diesem Fall vorgeblich unbeeinflussbare biologische Tatsachen als Legitimation für unterschiedliche gesellschaftliche Bewertungen von Menschen und sozialen Gruppen herangezogen werden. Dass – trotz des eindeutig rassistischen Kriteriums der biologistischen Argumentation – die Verwendung des Begriffs Rassismus im Zusammenhang mit der Begabungsideologie vielfach geradezu reflexartige Abwehr hervorruft, hängt wohl primär mit der faktisch allgemeinen Akzeptanz des Begabungsglaubens zusammen.

Zum Stellenwert, den höhere Bildungsabschlüsse hinsichtlich der gesellschaftlichen Bewertung von Menschen genießen, konstatiert Bourdieu in einem anderen Text: „Der Hochschulabschluss ist nicht nur ein bildungsmäßiger Adelstitel, vielmehr gilt er gesellschaftlich als Ausweis einer natürlichen Intelligenz und Begabung. In dieser Hinsicht hat die „neue Ökonomie“ alle Merkmale, um (im Sinne Huxleys) als beste aller Welten zu erscheinen: Sie ist global, wie diejenigen, die sie beherrschen, international, polyglott und multikulturell sind; sie ist „immateriell“,

sie produziert immaterielle Gegenstände, Informationen, Kulturprodukte und bringt sie in Umlauf. Von daher kann sie als eine Ökonomie der Intelligenz erscheinen, die intelligenten Menschen vorbehalten ist (das sichert ihr die Sympathie von Journalisten und Managern, die „in“ sind). An diesem Punkt nimmt die Soziodizee die Form eines Rassismus der Intelligenz an. Die Armen sind nicht mehr wie noch im 19. Jahrhundert arm, weil sie sorglos und verschwenderisch usw. sind (im Gegensatz zu den „deserving poor“), sondern weil sie dumm, intellektuell unfähig sind. Mit einem Wort, von ihrer Ausbildung her „haben sie das, was sie verdienen“. Manche Ökonomen [...] sehen im Neodarwinismus, der die von der Theorie postulierte Rationalität zum Resultat einer natürlichen Auslese der Besten erklärt, eine unwiderlegbare Rechtfertigung dafür, dass tatsächlich „the best and brightest“ am Ruder sind.“³

Obwohl es zwischenzeitlich eine in die Legion gehende Zahl an Studien gibt, die allesamt zeigen, dass Bildungssysteme – in verschiedenen Ländern zwar mit unterschiedlicher Deutlichkeit, aber tendenziell überall in gleicher Form – primär dahingehend wirken, dass Kinder den sozialen Status ihrer Eltern übernehmen, hält sich hartnäckig der Mythos, dass es in Schule und Ausbildung primär um das Hervorbringen von Begabungen ginge und die dort erworbenen Abschlüsse Intelligenz indizieren würden. Auch die Pisa-Studien haben kürzlich wieder einmal in allen (teilnehmenden) Industrieländern z.T. äußerst enge Beziehungen zwischen sozialer Herkunft von Schüler/innen und ihren schulischen Leistungen gezeigt. Konkret heißt das, dass die Wahrscheinlichkeit, mit der ein Heranwachsender einen bestimmten Bildungsabschluss erreicht, viel eher mit dem sozialen Status seiner Herkunftsfamilie als mit einer mehr oder weniger vorhandenen Begabung korreliert. Dass es trotz derartiger Belege der sozialen Steuerungswirkung des Schulsystems möglich ist, das System der „Bildungsapartheid“⁴ ohne großen Widerstand aufrechtzuerhalten, lässt sich nur mit der allgemeinen Ver-

3 Pierre Bourdieu: Neoliberalismus und neue Formen der Herrschaft. In: <http://www.trend.infopartisan.net/trd1200/t061200.html>

4 Joe Kincheloe/Heinz Sünker: Begabungsideologie, Hegemonie der Eliten und Bildungspolitik. In: ‚Widersprüche‘ 24 (2004), Heft 93.

blendung durch die Ideologie der Begabung erklären. Obwohl ihr unwissenschaftlicher Charakter in Expertenkreisen weitgehend geklärt ist, ist sie in der Auseinandersetzungen um die gesellschaftliche Vormachtstellung unvermindert wirksam. Indem insbesondere die gesellschaftlich Benachteiligten und um Lebensmöglichkeiten Betrogenen in blindem Glauben daran festhalten, dass Erfolg und Misserfolg im Bildungssystem mit Begabung, Intelligenz und Leistung zu tun hätte, ist es für die Begünstigten dieses Systems möglich, sich als eine „natürliche“ Elite darzustellen, deren privilegierte Position sich aus sich selbst erklärt.

Kaum jemand erlaubt sich heute einen Zweifel daran, dass es Menschen gäbe, die in besonderem Maß das Zeug zur Elite in sich hätten und es die Pflicht der Gesellschaft wäre, diesen potentiellen Eliteangehörigen auch entsprechende Entfaltungsmöglichkeiten zu bieten. Über alle Parteigrenzen hinweg avancierte die Förderung von Menschen mit besonderem Potential für beruflich-fachliche Leistungen in den letzten Jahren zu einer Forderung, die sich nicht mehr besonders legitimieren muss. Uneins ist man sich verschiedentlich bloß darüber, in welcher Form die Elitenförderung erfolgen soll, damit durch die eingesetzten Ressourcen die potentiellen Leistungsträger möglichst effektiv zutage gefördert werden. Eine ganz Reihe von Maßnahmen im Bildungswesen, die in den letzten Jahren in die Wege geleitet wurden, wurden auch mehr oder weniger offen mit dem Argument transportiert, mehr für die Entfaltung der für Wirtschaft und Gesellschaft unabdingbaren Spitzenbegabungen tun zu müssen. Kaum je wird im Zusammenhang mit der Forderung nach Begabungsförderung die dabei verwendete biologistisch-diskriminierende Argumentation in Frage gestellt, die in der Annahme besteht, dass denen die da besonders gefördert werden sollen, ihre Elitenhaftigkeit nämlich schon *vor* den Resultaten der Förderung anzumerken sei. Die Besucher von Eliteschulen und Eliteuniversitäten werden auf diese Art und Weise zu einer Art von „Geburtselite“ hochstilisiert, die – im Unterschied zur restlichen Bevölkerungsmehrheit – eine besondere Leistungsfähigkeit in sich tragen. Genau aus diesem Grund würde es sich eben auch „auszahlen“, ihnen eine spezielle Förderung angedeihen zu las-

sen, während bei allen anderen Förderung ja bald auf „natürliche Grenzen“ stößt und deshalb nur vergeudetes Geld sei.

Längst ist es nicht mehr bloß die durch den IQ indizierte, vorgeblich angeborene Begabung zu rationalen Leistungen, von der behauptet wird, dass durch sie der gesellschaftliche Erfolg wesentlich beeinflusst wird. Zwischenzeitlich geistern die verschiedensten Intelligenzdimensionen herum, die jeweils nur bestimmten Menschen in je unterschiedlichem Ausprägungsgrad eigen sein sollen. Da wird z.B. mit theoretischer, praktischer und natürlicher Intelligenz argumentiert oder eine emotionale von einer Sozialintelligenz unterschieden. Wobei alle diese unterschiedlichen „Intelligenzen“ dann wieder als Elemente einer ganzheitlichen oder – und hier wird auch deutlich worum es eigentlich geht – »Erfolgsintelligenz“ gesehen werden. Bei all den Unterschieden bezüglich des Stellenwerts der den in unterschiedlichen Intelligenzdimensionen aufgespalteten Fähigkeiten von Menschen zugestanden wird, ist sich die ganze Intelligenz-glaubensgemeinschaft nämlich über zwei Dinge ziemlich einig. Darüber, dass Intelligenz etwas mit (angeborener) Begabung zu tun hat, also zumindest zu einem wesentlichen Teil genetisch vorgegeben ist; und darüber, dass die im Sinne der unterschiedlichen Intelligenzdimensionen identifizierbare, besondere Leistungsfähigkeit von Menschen tatsächlich eine wesentliche Voraussetzung für gesellschaftlichen Erfolg darstellt. Der Mythos, an den fast alle glauben, lautet, dass man gesellschaftliche Spitzenpositionen durch hervorragende Tüchtigkeit erreicht und dieser Zusammenhang nur in leistungsfeindlichen Gesellschaften nicht oder nicht ausreichend gegeben ist.

Nicht zuletzt wegen seiner biologistischen Konnotation und der damit zusammenhängenden Affinität zu grundlegenden Elementen der faschistisch-rassistischen Ideologie und den dort verankerten Vorstellungen des Heranzüchtens eines nationalsozialistischen Führungskaders war der Begriff Elite hierzulande bis in die 1980er Jahre weitgehend tabuisiert⁵. Umso unverblümter wird dafür heute wieder von Elite gesprochen – im Zuge

5 Siehe dazu: Hartmann, Michael: Der Mythos von den Leistungseliten. Campus Verlag, Frankfurt/New York 2002, S. 10ff.

des zwischenzeitlich erfolgten Siegeszugs neoliberalen Denkens wurde der Begriff sowohl in der öffentlichen als auch der wissenschaftlichen Diskussion nicht bloß weitgehend rehabilitiert, er ist am besten Weg zu einem bildungspolitischen Schlüsselbegriff zu avancieren. Die Vorstellung, dass es Menschen gäbe, die von Natur aus mit spezifischen Begabungen (Intelligenzen) für das Bekleiden von „Verantwortungspositionen“ ausgestattet wären, sowie, dass die Aufstiegswahrscheinlichkeit in die oberen gesellschaftlichen Ränge mit einer derartigen Eignung und entsprechender Leistungsbereitschaft korreliert, sind zwei untrennbar miteinander verbundene Elemente neoliberaler Legitimation der kapitalistischen Marktwirtschaft und des ihr entsprechenden Bildungssystems.

Tatsächlich zeigen entsprechende Untersuchungen allerdings, dass Menschen, die im Bildungswesen zwar besondere Tüchtigkeit beweisen, denen aber „der richtige“ soziale Hintergrund fehlt, keineswegs auch nur annähernd gleiche Chancen auf eine gesellschaftliche Topposition wie jemand haben, der nicht bloß die höheren Bildungsweihen sondern auch einen bürgerlichen Sozialhintergrund hat. In einer groß angelegten Studie zur Rekrutierung von Spitzenmanagern hat z.B. der Soziologe Michael Hartmann, Professor an der TU Darmstadt, eindrucksvoll nachgewiesen, dass die Angehörigen sozial begünstigter Schichten nicht nur mit weitaus höherer Wahrscheinlichkeit als sozial Benachteiligte einen höheren Bildungsabschluss erreichen, sondern diesen auch noch in deutlich höherem Maß in entsprechende Berufskarrieren ummünzen können. Pointiert fasst Hartmann seine Studienergebnisse zusammen: „Wenn man promoviert hat und als Arbeiterkind und als Kind eines leitenden Angestellten zur selben Zeit studiert hat, an derselben Uni, dasselbe Fach, mit derselben Geschwindigkeit mit genauso vielen Auslandssemestern, mit allen was sonst noch an Variablen zu berücksichtigen wäre, dann hat das Kind eines leitenden Angestellten eine zehnmal so hohe Chance, in die erste Führungsebene eines deutschen Unternehmens zu kommen als das Kind eines Arbeiters.“⁶

6 Chancengleichheit und Elite. in: blz (Mitgliederzeitung der GEW-Berlin) 6/04, <http://www.gew-berlin.de/blz/3373.htm> (25.2.06)

Grund dafür ist, dass bei der Besetzung von Leitungspositionen in Wirtschaft, Politik, Justiz und Wissenschaft unvermindert herkunftsbezogene Kriterien den Ausschlag geben. Wer das richtige Elternhaus hat, bekommt die besseren Einstiegsjobs, steigt schneller auf und erreicht insgesamt höhere Berufspositionen. Das hängt mit dem berühmten „Vitamin B“ zusammen sowie mit Persönlichkeitsmerkmalen, die im Rahmen der familiären Sozialisation erworben werden. Pierre Bourdieu hat diese, für das Erreichen attraktiver sozialer Ränge Ausschlag gebenden Größen schon vor mehr als 40 Jahren unter dem Titel „soziales und kulturelles Kapital“ analysiert. Während das soziale Kapital durch die aktivierbaren sozialen Beziehungen verkörpert wird, manifestiert sich das inkorporierte Kulturkapital als klassenspezifischer „Habitus“. Dieser kann verstanden werden als geronnene Lebensgeschichte, als vom sozialen und familiären Umfeld bewirkte Prägung hinsichtlich Sprache, Geschmack, kulturellen Vorlieben und Abneigungen, Umgangsformen und Denkweisen; „ein Besitztum, das zu einem festen Bestandteil der Person, zum Habitus geworden ist; aus ‚Haben‘ ist ‚Sein‘ geworden“.⁷ Angesichts dieser Erkenntnisse passt es doch sehr gut, dass in den letzten Jahren „entdeckt“ wurde, dass beruflich-gesellschaftlicher Erfolg eben nicht bloß vom Schulerfolg begünstigenden IQ abhängig ist. Wer sich im Bildungssystem zwar erfolgreich schlägt, es aber dann doch nicht in eine Spitzenposition schafft, dem fehlen eben andere Intelligenzdimensionen – der eklatante Zusammenhang zwischen Aufstiegswahrscheinlichkeit und sozialer Herkunft lässt sich somit weiterhin getrost ignorieren!

Letztendlich dient das Gerede von den Eliten und der Notwendigkeit ihrer Förderung einem einzigen Zweck – das System sozialer Ungleichheit zu legitimieren und zu perpetuieren: Wenn jemand den Weg nach oben nicht schafft, dann hat das nichts mit gesellschaftlichen Strukturen und Mechanismen zu tun, denn es ist naturgegeben, ob jemand zur/zum Gewinner/innen oder Verlierer/innen wird. Im Grunde genommen sind (Hoch-)Be-

7 Bourdieu, Pierre: Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital. In: Kreckel, Reinhard (Hg.): Zur Theorie sozialer Ungleichheit. Sonderband 2/Soziale Welt, Göttingen 1983, S. 187.

gabung, Intelligenz, Elite nichts anderes als politische Kampfgriffe, durch die der Skandal der gegenwärtig sogar noch deutlich anwachsenden sozialen Kluft zwischen denen, die oben sind, und der „breiten Masse“ durch ein objektives Mäntelchen neutralisiert wird. Theodor Adorno hat den Elitebegriff ganz in diesem Sinn auch schlicht als „Phrase“ bezeichnet, deren „Unwahrhaftigkeit darin bestehe, dass die Privilegien bestimmter Gruppen teleologisch für das Resultat eines wie immer gearteten objektiven Ausleseprozesses ausgegeben werden, während niemand die Eliten ausgelesen hat als etwa diese sich selber“⁸. Und der Sozialpsychologe Morus Markard hat in einem Vortrag dazu vor einiger Zeit festgestellt, dass die heute so beliebte Rede von der Elite bloß eine perfekte Methode ist, um den Unterwerfungs- und Unterdrückungszusammenhang zwischen den Eliten und dem Rest der Gesellschaft in Personalisierungen aufzulösen. „Herrschaft als gesellschaftliches Strukturmoment verschwindet in unterschiedlichen Eigenschaften von Menschen; das Vorhandensein von Oben und Unten, von Elite und Lumpen, soll verständlich werden aus unterschiedlichen, entgegengesetzten Eigenschaften – nicht bloß als Tatsache, sondern als eine quasi natürliche oder sachlogische Notwendigkeit.“⁹

Interessant ist, warum der Begabungsideologie ihrer Geltung – im Gegensatz zu anderen (rassistischen) Versuchen, eine besonders begünstigte oder benachteiligte Stellung einer gesellschaftlichen Gruppe durch vorgeblich naturgegebene Tatsachen zu legitimieren – kaum je streitig gemacht wird. Bourdieu erklärt das in seinem schon angesprochenen Text zum Rassismus der Intelligenz damit, dass dieser mit der heute üblichen Form der Rechtfertigung rassistischer Ansichten – der Scheinverwissenschaftlichung – geradezu optimal kompatibel ist. Während im Falle anderer Rassismen zumeist bloß eine kleine Zahl an Wissenschaftlern zur Euphemisierung bereit ist und viele andere als

8 Adorno, Theodor W.: Das Bewusstsein der Wissenssoziologie. In: Prismen, GS 10.1, Frankfurt a.M., S. 33

9 Markard, Morus: Die Eliten und der Rest: Zur Funktion der Elitediskussion in einer ungleichen Gesellschaft. Vortrag beim Verein „Gegenentwurf“, München, 27.10.2004. In: <http://www.gegenentwurf-muenchen.de/mormareli.html> (28.06.2006), S. 2/3.

Kritiker auftreten, erweist sich im Falle des Rassismus der Intelligenz nahezu die gesamte Wissenschaft als korruptiert. Eine Macht, die nicht durch offenkundige äußerliche Merkmale der Machtinhaber, mythologisch legitimierte Verfahren oder schlichtweg durch rohe Gewalt, sondern auf Basis wissenschaftlicher Grundlagen begründet wird, muss mit der Wissenschaft logischerweise einen Deal eingehen, damit diese ihr permanent aufs Neue die Grundlagen ihrer Macht bestätigt. Auf diese Art steckt die Wissenschaft – wie es Bourdieu bezeichnet – mit dem, was sie rechtfertigen soll, quasi unter einer Decke. Wissenschaft und gesellschaftliche Macht haben hinsichtlich der Bezugnahme auf Intelligenz als (vorgebliches) Kriterium gesellschaftlicher Bewertung gleiche Interessen und stützen sich gegenseitig in subtiler Form. So wie die Kirche für die Feudalherrscher wesentliche Stützfunktionen erfüllte, stellt heute die Wissenschaft eine ganz maßgebliche strukturelle Stütze für die sich mit besonderer Leistungsfähigkeit legitimierenden Machthaber der bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft dar.

Abschließend stellt sich schließlich noch die Frage, warum die Ideologie von Begabung und Elite gerade in den letzten Jahrzehnten wieder derart stark in den Vordergrund der gesellschaftlichen und bildungspolitischen Argumentation getreten ist. Bourdieu, der in seinem diesbezüglichen Artikel bereits vor 40 Jahren ein „Wiederaufleben des Rassismus der Intelligenz“ konstatiert hatte, meinte damals, dass dies vielleicht damit zusammenhängt, „weil viele Lehrer oder Intellektuelle – die von den Rückwirkungen der Krise des Bildungssystems mit voller Wucht getroffen wurden – heute eher geneigt sind, etwas in ganz brutaler Form zum Ausdruck zu bringen oder zum Ausdruck kommen zu lassen, was bisher nur ein Elitegebaren der guten Gesellschaft (will sagen, der guten Schüler) war.“ Und er schreibt weiter: „Meiner Meinung nach hängt das großenteils damit zusammen, dass sich das Bildungssystem in jüngster Zeit mit Problemen konfrontiert sieht, die es bisher mehr oder weniger nicht gegeben hat, nämlich mit dem Einbruch von Leuten in das Schulsystem, die nicht über die von ihm stillschweigend vorausgesetzten, sozial ausgebildeten Prädispositionen verfügen; Leute vor allem, die durch ihre Zahl erst die Bildungstitel und dann

auch noch die Stellen entwerfen, die sie dank dieser Titel bekommen. Daher der in einigen Bereichen wie der Medizin bereits verwirklichte Traum vom *numerus clausus*. Alle Rassismen sind gleich. Der *numerus clausus* ist genauso eine protektionistische Maßnahme wie die Einwanderungsbeschränkung, eine Reaktion auf die „Überfüllung“, die wahnhafte Vorstellung, von der großen Zahl der Überschwemmung durch die große Zahl, an die Wand malt.“

Der deutsche Soziologe Oskar Negt beantwortet die Frage, warum die Elite- und Begabungsdiskussion sich gerade in den letzten Jahren so massiv verstärkt hat damit, dass in Zeiten gesellschaftlicher Beschleunigung die angewachsenen Bedürfnisse nach Orientierung auf schnell beschreibbare (vermeintliche) Auswege drängen. Seiner Meinung nach ist der Ruf nach den Eliten nichts anderes als eine vornehmere Variante der Stammtischforderung nach dem „starken Mann“. Und er führt weiter aus, dass der Ruf nach Eliten umso lauter erschalle, je aussichtsloser die Lage erscheine, man bestehende Macht- und Herrschaftsverhältnisse aber nicht antasten wolle.¹⁰ Tatsächlich ist in der aktuellen gesellschaftlichen Situation ja ein Trend unübersehbar: Einer kleinen Gruppe quasi „pragmatisierter“ Gewinner steht eine anwachsende Zahl an Menschen gegenüber, deren Leben von zum Teil massiven Unsicherheiten geprägt ist. Wie im Märchen, „Alice im Wunderland“ müssen sie sich permanent bis an die Grenze ihrer Belastbarkeit verausgaben – also gewissermaßen so schnell laufen wie sie nur können – um gerade einmal ihre gesellschaftliche Position halten zu können und nicht zurück oder überhaupt gleich ganz aus der Verwertungsmaschinerie heraus zu fallen. Damit in einer solchen Situation nicht allzu viele Menschen an der „Gerechtigkeit“ des gesellschaftlichen Systems zu zweifeln beginnen, ist es verstärkt notwendig, die Legitimität der sozialen Hierarchie ideologisch in den Köpfen der Menschen abzusichern. Der Rassismus der Intelligenz ist eine solche systemstützende Ideologie, durch die es möglich ist, die abgehobene Stellung der Privilegierten der rationalen Diskussion weitgehend zu entziehen und zu legitimieren.

10 Zit. nach: Markard, Morus. a.a.O., S. 5

Christoph Butterwegge

Sterben „die Deutschen“ aus? Demografiediskurs und Bevölkerungspolitik als Einfallstore einer Biologisierung des Sozialen

Über die Demografie und damit verbundene Probleme wie den Geburtenrückgang, abnehmende Fertilitätsraten oder den Bevölkerungsschwund wurde in Deutschland seit dem Zweiten Weltkrieg noch nie ähnlich rege diskutiert wie gegenwärtig. Das öffentliche Reden und Schreiben über die künftige Bevölkerungsentwicklung, im Folgenden als „Demografiediskurs“ bezeichnet, hat zwei analytisch voneinander zu trennende, aber miteinander korrespondierende Teilaspekte: Einerseits dreht sich die Debatte um *Folgen* des demografischen Wandels (Destabilisierung der sozialen Sicherungssysteme durch die angebliche „Vergreisung“ der Gesellschaft). Dabei dient Demografie als Mittel der sozialen Demagogie, anders gesagt: einer Legitimation der Kürzung sozialstaatlicher Transferleistungen.¹ Andererseits stehen die *Ursachen* des Geburtenrückgangs und ihre *Beseitigung* durch eine pronatalistische (die Fertilität fördernde) Bevölkerungspolitik zur Diskussion.

Meine zentrale These lautet, dass durch die Art, wie Politik, Wissenschaft und (Fach-)Publizistik über Hintergründe des Bevölkerungsrückgangs verhandeln und welche Lösungsmöglichkeiten sie immer öfter erwägen, nicht nur Rechtsextremisten und Neonazis, die sich seit jeher Sorgen um den Fortbestand des deutschen Volkes machen und rigide Gegenmaßnahmen befürworten, Auftrieb erhalten könnten, vielmehr auch eine Biologisierung bzw. Ethnisierung des Sozialen betrieben wird, die der Entpolitisierung und Entdemokratisierung zwangsläufig Vorschub leistet. In solchen Krisen- und gesellschaftlichen Umbruchphasen wie der heutigen wird den Menschen häufig auf sehr subtile Weise, aber systematisch Angst eingeflößt, die sie ge-

1 Vgl. hierzu: Christoph Butterwegge, *Krise und Zukunft des Sozialstaates*, 3. Aufl. Wiesbaden 2006

fügig und wehrlos gegenüber als „natürlich“, wenn nicht gar naturgesetzlich erscheinenden Veränderungen macht. Dazu dienen extrem düstere Prognosen und Kassandrarufer im Hinblick auf die Bevölkerungsentwicklung, deren Zahl in jüngster Zeit explosionsartig wächst.

Wissenschaftler, Politiker und Publizisten auf Abwegen: Kulturpessimismus im demografischen Gewand

Unter den wenigen Bevölkerungswissenschaftlern der Bundesrepublik sticht der Bielefelder Emeritus Herwig Birg dadurch hervor, dass er nicht nur den demografischen Wandel seit vielen Jahren dramatisiert, sondern auch in renommierten Mainstream-Medien wie in sehr weit rechts stehenden Organen oder Referaten vor Burschenschaftlern so tut, als handle es sich dabei um ein gesellschaftliches Kardinalproblem, dem nur mittels einer radikalen (bevölkerungs)politischen Kehrtwende beizukommen sei. Nationalkonservative und neoliberale Positionen gehen in dieser Fachdisziplin eine Synthese ein. Die bewusste Teilnahme für mehr soziale Ungleichheit wird beispielsweise als ein naturwüchsiger, politisch nicht steuerbarer und höchstens nachträglich zu korrigierender Entwicklungsprozess gerechtfertigt. So behauptet Herwig Birg: „Ganz gegen alle bisherigen Erwartungen werden die demographischen Veränderungen unsere Gesellschaft zu einer Bewegung zurück zu größerer materieller Ungleichheit zwingen (?!).“²

Gegen die „Bevölkerungspolitik der kompensatorischen Einwanderungen“ genannte Migrations- bzw. Integrationspraxis der Bundesrepublik propagiert Birg einen als „Politik für die Bevölkerung“ bezeichneten Pronatalismus mit dem Ziel, die Geburtenrate auf zwei Kinder je Frau zu steigern.³ Dieter Oberndorfer wirft Birg denn auch vor, die schon vor dem sog. Dritten Reich unrühmliche Geschichte seiner Fachdisziplin fortzusetzen: „Es geht Birg (...) nicht um die wirtschaftliche, soziale und politische Zukunft der heutigen Bürgerinnen und Bürger der

2 Herwig Birg, Die ausgefallene Generation. Was die Demographie über unsere Zukunft sagt, München 2005, S. 137

3 Vgl. ebd., S. 146

Bundesrepublik, sondern um die Bewahrung der tausendjährigen Geschichte und Kultur ‚der Deutschen‘ – eine Konstruktion der nationalen Geschichtsschreibung des 19. Jahrhunderts, die das ideologische Fundament des deutschen Nationalismus seit dem Kaiserreich bildete.“⁴

Seit der Jahrtausendwende wandert der ultrarechte Demografiediskurs über die Massenmedien in die politische Mitte. Wenn sie katastrophale Prognosen zur Bevölkerungsentwicklung unters Volk bringen wollen, dient Birg den Medienmachern meist als Kronzeuge. Da behauptete die liberale ZEIT am 2. Januar 2003 unter Rückgriff auf Berechnungen von Birg, die Deutschen würden „in 100 Jahren“ auf 25 Mio. schrumpfen, und die *Bild*-Zeitung scheute sich am 15. März 2006 nicht, ihn mit den Worten „2300 liegen wir bei 3 Mio., also kurz vorm Aussterben“ zu zitieren. Als wüsste heute jemand, was bis dahin passiert und wie es sich auf die Einwohnerzahl der Bundesrepublik – falls diese dann überhaupt noch existiert – auswirkt!

Meinhard Miegel bezeichnet die Bundesrepublik u.a. deshalb als „deformierte Gesellschaft“, weil sich ihre Bevölkerung im Niedergang befinde. Deutschland sei in eine bevölkerungspolitische Sackgasse geraten, weil auf Zuwanderung angewiesen: „Es ist biologisch ausgetrocknet.“⁵ Roland und Andrea Tichy sprechen von einer „Altersfalle“ der Wirtschaft, aus der sie nur einen Ausweg sehen: „Deutschland wird nicht mehr darum herumkommen, über eine aktive Bevölkerungspolitik nachzudenken.“⁶ Die künftige Bevölkerungsentwicklung stellt auch für James W. Vaupel, den Gründungsdirektor des Rostocker Max-Planck-Instituts für demografische Forschung, die „größte Herausforderung“ für Deutschland dar.⁷

4 Dieter Oberndörfer, Demographie und Demagogie. Wissenschaft und Interesse bei Herwig Birg und Charlotte Höhn, in: Blätter für deutsche und internationale Politik 12/2005, S. 1482 f.

5 Meinhard Miegel, Die deformierte Gesellschaft. Wie die Deutschen ihre Wirklichkeit verdrängen, 2. Aufl. Berlin/München 2002, S. 52

6 Roland und Andrea Tichy, Die Pyramide steht kopf. Die Wirtschaft in der Altersfalle und wie sie ihr entkommt, München/Zürich 2001, S. 269

7 Siehe James W. Vaupel, Deutschlands größte Herausforderung, in: FAZ v. 8.4.2004

Hans-Werner Sinn, Präsident des ifo Instituts für Wirtschaftsforschung an der Universität München, verspricht sich von einer Bevölkerungspolitik die Lösung sämtlicher Probleme: „Wenn es gelänge, die Geburtenraten auf ein Niveau anzuheben, wie es eine stationäre Bevölkerung kennzeichnet, dann ließe sich die Bevölkerung allmählich wieder verjüngen. Das Rentenproblem würde sich lösen, der Arbeitsmarkt würde stabilisiert, und unser Land würde wieder zu der Dynamik bei der Wirtschaft und Wissenschaft zurückkehren, die es einmal besaß.“⁸ Um dieses Ziel zu erreichen, möchte Sinn die Fertilitätsrate mittels finanzieller Anreize für Familien und gezielter Sanktionen für Kinderlose steigern. Sinn empfiehlt die Staffelung von Altersrenten (und Pensionen) nach der Kinderzahl und eine Rentenkürzung für Kinderlose auf die Hälfte der „normalen“ Höhe: „Wer keine Kinder hat und insofern zu wenig tut, um seine eigene Rente im Umlagesystem zu sichern, muss die Konsequenzen tragen und selbst auf dem Wege der Ersparnis für Ersatz sorgen.“⁹ Hier handelt es sich um neoliberalen Unsinn, der Methode hat. Kinder werden als Privateigentum bzw. Humankapital ihrer Eltern betrachtet, das (im Hinblick auf die Rente) eine Rendite zu erbringen hat. Sinns Konzeption beruht auf einer „biologischen Produktionstheorie“, die so tut, als sei die menschliche Fortpflanzung der Ursprung eines wachsenden gesellschaftlichen Reichtums, aus dem steigende Altersrenten letztlich stammen, was mit den Verhältnissen einer modernen, auf Kapital- und Wissensakkumulation basierenden Volkswirtschaft jedoch kaum in Einklang steht.¹⁰ Moralisch sind die Konsequenzen des Vorschlags kaum vertretbar: Vergab die NS-Diktatur das Mutterkreuz, um das Gebären zu belohnen, sobald Kinder in gewünschter Zahl geboren waren, soll „Gebärverwei-

8 Hans-Werner Sinn, *Ist Deutschland noch zu retten?*, 4. Aufl. München 2003, S. 369 f.

9 Ebd., S. 393

10 Vgl. Thomas Ebert, *Beutet der Sozialstaat die Familien aus? – Darstellung und Kritik einer politisch einflussreichen Ideologie*, in: Christoph Butterwegge/Michael Klundt (Hg.), *Kinderarmut und Generationengerechtigkeit. Familien- und Sozialpolitik im demografischen Wandel*, 2. Aufl. Opladen 2003, S. 103

gerung“ nach Sinns Modell erst Jahrzehnte später mit Altersarmut bestraft werden.

Neben dem quantitativen spielt auch der qualitative Pronatalismus wieder eine wachsende Rolle. *Bild am Sonntag* zitierte Daniel Bahr, den Sprecher der FDP-Bundestagsfraktion für demografische Entwicklung und Mitglied des Bundesvorstandes seiner Partei, am 23. Januar 2005 mit den Worten: „In Deutschland kriegen die Falschen die Kinder. Es ist falsch, dass in diesem Land nur die sozial Schwachen die Kinder kriegen.“ Bahr hatte weiter gesagt: „Wir brauchen mehr Kinder von Frauen mit Hochschulabschluß als von jenen mit Hauptschulabschluß.“ Selbst als besonders seriös geltende Juristen fallen heute wieder in den NS-Jargon zurück. So spricht der Arbeitsrechtler Klaus Adomeit politisch Klartext, wenn er feststellt: „Deutschland bringt zu wenig Kinder hervor. (...) Auch ist mehr und mehr ein nicht nur quantitatives, sondern qualitatives Baby-Defizit zu befürchten, weil studierte intelligente Frauen am ehesten berufliche Optionen der Mutterschaft vorziehen.“¹¹

Auch der Bestseller „Das Methusalem-Komplott“ des FAZ-Mitherausgebers Frank Schirmmacher strotzt vor Biologismen. Da ist von älteren Menschen die Rede, „die ihr biologisches Programm nicht erfüllt haben oder nicht erfüllen konnten.“¹² „Hass auf das Alter und die Angst vor ihm“ werden als „Urgewalten“ bezeichnet, „die uns beherrschen, wie einst die absolutistischen Tyrannen unsere Ahnen beherrschten.“¹³ Schöne junge Menschen erscheinen Schirmmacher als „Botschafter des Fortpflanzungsauftrags“, die in unseren Augen „besonders intakt“ seien.¹⁴ Richtig ist, dass die Gesellschaft eine andere Einstellung zum Alter gewinnen und vermitteln muss, falsch wäre es jedoch, den Demografiemythos im Stil eines schwülstigen Kulturpessimismus zu reproduzieren, wie dies Schirmmacher tut: „Über der Welt jenseits des Jahres 2010 liegt aus heutiger Sicht etwas von mittel-

11 Klaus Adomeit, *Die Agenda 2010 und das Arbeitsrecht. Eine Reform im Kampf gegen Widerstände*, München 2004, S. 19 f.

12 Siehe Frank Schirmmacher, *Das Methusalem-Komplott*, 8. Aufl. München 2004, S. 64

13 Ebd., S. 63

14 Siehe ebd., S. 161

alterlicher Todes- und Verfallsatmosphäre, von Ursünde und Strafe.“¹⁵

In seinem Buch „Minimum“ sieht Schirmmacher erneut überall „fundamentale biologische Prozesse“ am Werk, die das Fortpflanzungsverhalten der Menschen durch „Urinстинkte“ steuern,¹⁶ und führt den moralischen Verfall unmittelbar auf Kinder-mangel zurück: „Je seltener wir Kinder sehen, desto deutlicher sinkt der Wunsch nach ihnen. Und je weniger Kinder wir haben, desto geringer wird der Anteil altruistischer oder moralischer Ökonomie in unserer Gesellschaft.“¹⁷ Seiner tiefen Besorgnis über die Schrumpfung der Bevölkerung wiederholt Ausdruck verleihend, glorifiziert Schirmmacher die Familie als „Urgewalt“, „Überlebensfabrik“ und „Schutz-“ bzw. „Schicksalsgemeinschaft“, der er wegen ihrer ungebrochenen Vitalität und ihres segensreichen Wirkens nach 1945 vertraut: „Auch heute muss sich Deutschland um den Wiederaufbau bemühen, aber die Einbruchsstelle ist nun die Familie selbst, diejenige Institution, die damals die existenzielle Kraft fand, das Land wieder neu zusammenzusetzen – sollte das, was schon einmal gelang, nicht noch einmal möglich sein?“¹⁸

Renaissance der bürgerlichen Familie und Rückkehr zur Bevölkerungspolitik?

Für den Rechtsextremismus bildet die Familie das entscheidende Bindeglied zwischen Individuum und Nation. Sie erscheint Ultrarechten – wie das deutsche Volk – als ein Opfer gesellschaftlicher Degeneration und skandalöser Verhältnisse. Christa Meves, Mitherausgeberin des *Rheinischen Merkurs*, fordert ein Programm zur Sanierung der Familie und zur Unterstützung der Kinder. Sie schreckt auch vor skurrilen Empfehlungen an die Regierung nicht zurück: „Zur Elternschaft sollte in Kursen ausgebildet werden. Für die Mütter sollten sie als Ausbildung zum

15 Ebd., S. 56

16 Siehe Schirmmacher, Frank: *Minimum. Vom Vergehen und Neuentstehen unserer Gemeinschaft*. München 2006, S. 119

17 Ebd., S. 75

18 Ebd., S. 26

Beruf ‚Mutter‘ mit einer Abschlußprüfung gewertet werden. (...) Die Mutter wird als eine Beamtin (!) von größter Wertigkeit anerkannt und mit einer Pension bedacht.“¹⁹

Edmund Stoiber forderte bereits um die Jahrtausendwende eine „aktive Bevölkerungspolitik“, was die konservative Tageszeitung *Rheinische Post* zu der Bemerkung veranlasste: „Das klingt nach Mutterkreuz.“²⁰ In der rechtsextremen Wochenzeitschrift *Junge Freiheit* berief man sich auf die „Argumentationslinie des bayerischen Ministerpräsidenten“, dass die Existenzprobleme der Bundesrepublik nicht gelöst würden, „wenn man 30jährige Zuwanderer ins Land strömen läßt, während 45jährige Deutsche heute in vielen Fällen als nur noch schwer vermittelbar gelten“.²¹ Rechtsextreme Gazetten stützen sich auf Berichte und Berechnungen bürgerlicher Massenmedien, um ihre teilweise absurden demografischen Behauptungen seriös erscheinen zu lassen.

Im nordrhein-westfälischen Landtagswahlkampf 2000 sorgte die Parole „Kinder statt Inder“ für großen Wirbel, mit der Jürgen Rüttgers, erfolgloser Spitzenkandidat und heute Ministerpräsident des größten deutschen Bundeslandes, die Green-Card-Initiative von Kanzler Schröder bekämpfte. Sie wurde in der *Jungen Freiheit* als „hilflose Formulierung“ abqualifiziert, die nicht richtig ausgedrückt habe, was Rüttgers meinte: „Die Kinder müssen nicht nur besser ausgebildet werden, sondern es muss auch wieder mehr Geburten geben, um die Bedürfnisse des Arbeitsmarktes befriedigen zu können.“²²

Sinkt die Bevölkerungszahl – wie erwartet – stark, kann diese Entwicklung durch Steigerung der Geburtenrate (mehr Kinder)

19 Christa Meves, Der Widerstand der Familie, in: *Junge Freiheit* v. 21.1.1994

20 Reinhold Michels, Staat Europa? Nein! – CSU-Chef Edmund Stoiber fordert breite Unterstützung für die Familien, in: *Rheinische Post* v. 14.4.2001

21 Siehe Paul Rosen, Stoibers Nagelprobe. Zuwanderung: Die Abstimmung über Schilys Zuwanderungspläne wird den Bundestags-Wahlkampf beeinflussen, in: *Junge Freiheit* v. 28.12.2001

22 Paul Rosen, Schützt die Familie! – Die Einführung einer aktiven Bevölkerungspolitik in Deutschland ist überfällig, in: *Junge Freiheit* v. 14.7.2000, S. 1

und/oder verstärkte Zuwanderung (Inder) umgekehrt werden. Wenn man sowohl unterstellt, dass die Prognosen der Bevölkerungswissenschaft im Hinblick auf die Entwicklung der Einwohnerzahl Deutschlands zutreffen, als auch der Überzeugung ist, dass diese möglichst konstant gehalten werden sollte, sind bloß zwei Wege denkbar, um das gesteckte Ziel zu erreichen: die Erleichterung der Zuwanderung einerseits und die Förderung der Geburten (von Einheimischen) andererseits. SPD-Altkanzler Helmut Schmidt meinte, man könne zum einen „die Schleusen für junge Zuwanderer von außerhalb der EU noch viel weiter öffnen. Dagegen spricht unsere (!) Abneigung und unsere (!) offenkundige Unfähigkeit zur Assimilation – wir haben uns schon heute überfordert. Alle politische Vernunft spricht gegen diesen Weg. Zum anderen kann man mit vielerlei Mitteln die Kinderfreudigkeit in Deutschland wieder auf jenes Niveau heben, dessen wir uns vor dem Pillenknick seit den sechziger Jahren erfreut haben.“²³

Schmidt forderte unverhohlen eine „Politik für mehr Kinder“, die sich, wie er allerdings einräumt, nicht sofort auswirkt: „Die Wiederherstellung eines gesunden Altersaufbaus unserer Gesellschaft wird Jahrzehnte brauchen. Gleichwohl liegt hier – angesichts unserer stetig schrumpfenden und stetig überalternden Gesellschaft – eine der wichtigsten langfristigen Aufgaben! Dabei geht es nicht bloß um die Finanzierbarkeit zukünftiger Renten, sondern ganz grundsätzlich besteht absehbar die Gefahr des Verlustes an Vitalität und Kreativität der Nation – ein Verlust, der noch schwerer wiegen könnte als die Beeinträchtigung des Wohlfahrtsstaates. Hier wird Umdenken und Umlenken zu einer nationalen Aufgabe!“²⁴ Nötig wäre in Wirklichkeit eine Politik für (arme) Kinder, nicht für *mehr* Kinder, die Elternschaft als solche fördert, anstatt nur Eltern zu fördern, die der Unterstützung bedürfen, um ihrem Nachwuchs ausreichend gute Lebensbedingungen bieten zu können.

Man kann ohne Übertreibung von einem (bevölkerungs)poli-

23 Helmut Schmidt, Alle müssen länger arbeiten. Die Rentenreform genügt für die kommenden Jahre, aber nicht auf Dauer, in: Die Zeit v. 4.1.2001

24 Ebd.

tischen Paradigmenwechsel und einem Meinungsumschwung sprechen, der sowohl das Verhältnis von Individuum und Gesellschaft wie auch zwischen den Bundesbürger(inne)n und ihrem Staat fundamental verändert: In der deutschen Öffentlichkeit ist mittlerweile nicht mehr umstritten, dass die Geburtenzahl erhöht werden muss, sondern nur noch, wie dies am besten und kostengünstigsten erreichbar ist. Genoss der/die Einzelne früher wie selbstverständlich soziale Grundrechte, welche ihm/ihr der Wohlfahrtsstaat garantierte, dominieren heute Pflichten wie die Verantwortung der Gemeinschaft gegenüber, durch Aufzucht von Nachwuchs für deren Reproduktion zu sorgen.

Niemand leugnet, dass die Bevölkerung der Bundesrepublik altert und ihre Zahl der Tendenz nach abnimmt, wenn keine liberalere Migrations- und weniger restriktive Integrationspolitik gemacht wird, als sie das 1. Januar 2005 nach mehrjährigen Konflikten zwischen SPD und CDU/CSU in Kraft getretene Zuwanderungs(begrenzungs)gesetz vorsieht. Wenn die deutsche Gesellschaft will, kann sie den demografischen Wandel wie seine Folgen für Ökonomie, Sozialstaat und Stadt- bzw. Raumplanung allerdings solidarisch bewältigen, denn sie ist so reich wie nie. Was ihr fehlt, sind Maßnahmen der sozialen Umverteilung von oben nach unten, die der Bekämpfung von öffentlicher wie von privater Armut dienen würden.

Von den im Kern der bürgerlichen Gesellschaft wurzelnden Interessengegensätzen lenkt die ganze Demografiediskussion aber eher ab. So behauptet der Medientheoretiker Norbert Bolz in seinem Buch „Die Helden der Familie“ allen Ernstes, „dass die größten Verteilungskonflikte der Zukunft nicht mehr die Sphäre der Produktion, sondern die Sphäre der Reproduktion betreffen. Uns erwartet nämlich nicht nur ein erbitterter Kulturkampf zwischen Eltern und Kinderlosen, sondern auch ein harter ökonomischer Verteilungskampf zwischen den Generationen.“²⁵

Es ist zu erwarten, dass der Diskurs über den Geburtenrückgang, fehlende (deutsche) Kinder und die negativen Auswirkungen für den „Wirtschaftsstandort D“ bzw. das soziale Sicherungssystem die mediale Öffentlichkeit künftig noch stärker be-

25 Norbert Bolz, *Die Helden der Familie*, München 2006, S. 21

einflussen wird. Er birgt die Gefahr einer weiteren Verquickung bzw. Überlappung rechtsextremer und etablierter Positionen der „Mitte“ in sich. Politiker demokratischer Parteien und bürgerliche Medien liefern regelrechte Traumvorlagen für Rechtsextremisten, die mit ihrem Werben für eine pronatalistische Familien- bzw. eine nationale Bevölkerungspolitik wiederum Druck auf die Etablierten ausüben und das öffentliche Klima noch mehr vergiften dürften. Nur wenn man der Ethnisierung und Biologisierung des Sozialen, die sich nicht zuletzt im medialen Diskurs über Migration und multikulturelle Gesellschaft widerspiegelt,²⁶ energisch begegnet, werden Demokratie und politische Kultur keinen bleibenden Schaden nehmen.

26 Vgl. Christoph Butterwegge, Migrationsberichterstattung, Medienpädagogik und politische Bildung, in: ders./Gudrun Hentges (Hg.), Massenmedien, Migration und Integration. Herausforderungen für Journalismus und politische Bildung, 2. Aufl. Wiesbaden 2006, S. 190 ff.

Ernst Woit

Der Mensch als bellizistisches Wesen im Existenzkampf

Wie der Imperialismus heute seine Kriege zur „Neuordnung der Welt“ zu rechtfertigen versucht

1991 verkündete US-Präsident George Bush im Zusammenhang mit dem Golfkrieg I gegen den Irak die Schaffung einer „Neuen Weltordnung“ als strategisches Ziel der USA. Wie Zbigniew Brzezinski in seinem 1997 erschienenen Buch „Die einzige Weltmacht“ betonte, sei das vor allem eine Strategie der Vorherrschaft der USA, die dabei durch ihren mehr oder weniger „tributpflichtige Vasallen“ – vor allem auf dem eurasischen Kontinent – unterstützt werden und die der „Rest der Welt“ unter dem Druck der absoluten militärischen Überlegenheit der USA einfach hinzunehmen habe.

Ihrem Wesen nach zielt diese Strategie darauf, den USA und ihren Vasallen durch einen *Neuen Kolonialismus* die Verfügung über die entscheidenden Ressourcen unserer Erde auf Dauer zu sichern und dadurch den Zustand zu verewigen, dass die mächtigsten kapitalistischen Staaten, in denen etwa 20 Prozent der Weltbevölkerung leben, 80 Prozent der Welt-Ressourcen verbrauchen. Es ist schon aufschlussreich, wie präzise der Bereichsleiter Analyse und Risikoprognose im Bundesverteidigungsministerium, Oberstleutnant i. G. Reinhard Herden, bereits 1996 die zur Durchsetzung dieser Strategie eines *Neuen Kolonialismus* zu erwartenden Kriege so beschrieb: „Die großen Kriege des 20. Jahrhunderts fanden zwischen wohlhabenden Staaten statt. Im nächsten Jahrhundert werden die jetzt in Frieden miteinander lebenden wohlhabenden Staaten gegen die Völker der armen Staaten und Regionen ihren Wohlstand verteidigen müssen.“ Und: „Das 21. Jahrhundert wird die Ära eines neuen Kolonialismus sein. Die Kolonien der Zukunft werden vor allem Ressourcenlieferanten und Absatzmärkte für die Kolonialmächte sein. ... Große konventionelle Kriege können vor allem durch Streitigkeiten um

Ressourcen und interkulturelle Konflikte ausgelöst werden – oder durch beides (z.B. im Großraum Persischer Golf/Kaspisches Meer).“¹

Feindbild „Terrorismus“ und die UNO

Angesichts der Ablehnung des Krieges durch die Mehrheit der Menschen in den NATO-Staaten suchen deren Regierungen mehr als je zuvor in der Geschichte Kriege damit zu rechtfertigen, dass sie den jeweils geplanten Angriffskrieg als angeblich einzig noch verbliebene Möglichkeit zur Abwendung schlimmster Gefahren darstellen. Für die Darstellung des Krieges als „Bedrohungsabwehr“ kommt natürlich dem *Feindbild* eine entscheidende Bedeutung zu. Dabei ist in den USA und der NATO an die Stelle des seit dem Untergang der Sowjetunion verblassten Feindbildes *Kommunismus/Sowjetunion* das dank seiner manipulierbaren Definitionsmuster außerordentlich wirksam zu machende Feindbild *Terrorismus* getreten. Besonders seit dem 11. September 2001 rechtfertigen die USA und ihre Verbündeten ihre Kriege zur Durchsetzung einer *Neuen Weltordnung* grundsätzlich als *Kriege gegen den Terrorismus*, indem sie alle Staaten und Kräfte, die sich ihnen nicht unterwerfen oder gar widersetzen, mit enormen Propagandaaufwand als *Terroristen* abzustempeln versuchen. Tatsächlich aber handelt es sich darum, dass die imperialistischen Globalstrategen mit ihrer *Neuen Weltordnung* die durch die UNO und ihre Charta geprägte Weltordnung einschließlich des dieser Weltordnung bis heute völkerrechtlich entsprechenden *Terrorismus-Verständnisses* überwinden wollen.

Gerade weil die Exponenten des Neuen Imperialismus ihre Strategie der erneuten Kolonisierung immer wieder mit der Behauptung zu begründen suchen, damit den *Terrorismus* zu bekämpfen, sei an zwei Ereignisse aus der Geschichte der UNO erinnert. 1960 beschloss die UN-Generalversammlung mit neun Enthaltungen, aber ohne Gegenstimme die „Deklaration über

1 Reinhard Herden: Die neue Herausforderung. Das Wesen künftiger Konflikte. In: Truppenpraxis/Wehrausbildung. Frankfurt/M. 1996, Nr.2, S. 70.

die Gewährleistung der Unabhängigkeit für koloniale Länder und Völker“. Darin heißt es: „Alle Völker haben das Recht auf Selbstbestimmung; kraft dieses Rechts bestimmen sie frei ihre politische Gestalt und streben frei nach wirtschaftlicher, sozialer und kultureller Entwicklung.“² Im Dezember 1987 nahm die UN-Generalversammlung eine grundlegende *Resolution zum Terrorismus* an, in der sie den Terrorismus prinzipiell verurteilte und alle Staaten dazu aufrief, ihn mit aller Macht zu bekämpfen. Diese Resolution erhielt 153 Ja-Stimmen; Honduras enthielt sich; als einzige stimmten die USA und Israel gegen diese Resolution, weil sie einen Passus enthält, in dem ausdrücklich festgestellt wird, dass „das aus der UN-Charta abgeleitete Recht auf Selbstbestimmung, Freiheit und Unabhängigkeit von den Bestimmungen dieser Resolution unberührt bleibt, und Völker, denen dieses Recht gewaltsam vorenthalten wird ... insbesondere Völker unter kolonialen und rassistischen Regimes und fremder Besatzung oder anderen Formen kolonialer Herrschaft ... das Recht haben, darum zu kämpfen und Unterstützung zu fordern und zu erhalten.“³

Gewalt in den internationalen Beziehungen anzuwenden oder auch nur anzudrohen, ist laut UNO-Charta eindeutig verboten. So bestimmt Artikel 2 der Charta: „Alle Mitglieder legen ihre internationalen Streitigkeiten durch friedliche Mittel so bei, dass der Weltfriede, die internationale Sicherheit und die Gerechtigkeit nicht gefährdet werden.“ (2.3) „Alle Mitglieder unterlassen in ihren internationalen Beziehungen jede sich gegen die territoriale Unversehrtheit oder die politische Unabhängigkeit eines Staates gerichtete oder sonst mit den Zielen der Vereinten Nationen unvereinbare Androhung oder Anwendung von Gewalt.“ (2.4) Im Ergebnis der von den USA gegen Jugoslawien, Afghanistan und Irak geführten Aggressionskriege zur *Neuordnung der Welt* kommt der Völkerrechtler Ernst-Otto Czempiel 2003 zu dem Schluss: „Die 1945 gestiftete Weltordnung ist weitgehend zerstört, eine neue nicht eingerichtet worden.“ Vielmehr seien

2 Nach: Günther Unser/Michaela Wimmer: Die Vereinten Nationen. Zwischen Anspruch und Wirklichkeit. Bonn 1995, S. 51.

3 Nach: Noam Chomsky: The Attack. Hamburg u. Wien 2002, S. 54 f.

die USA zu dem das internationale System bestimmenden Machtfaktor geworden. Die USA-Administration aber „schob der zwischenstaatlichen Gewaltanwendung den Primat zu, erhob den Krieg zum obersten Regulationsmodus. Typisch dafür ist die Umdeutung des von anonymen gesellschaftlichen Kräften verübten Terroranschlags des 11. September in eine Verschwörung bestimmter Staaten, die den Terrorismus produzieren, beziehungsweise fördern und nichts weiter vorhaben, als ihn mit Massenvernichtungswaffen auszustatten. Den konzeptionellen Höhepunkt dieser Objektverschiebung bildete Präsident Bushs Ansprache vor der Militärakademie West Point am 1. Juni 2002, in der er mehr als 60 Staaten – immerhin ein Drittel des Staatensystems – zum möglichen Objekt präemptiver Amerika-Militärschläge erklärte.“⁴

Grundmuster aktueller Kriegsapologetik

In vorherrschenden konkreten Argumentationen, mit der die Kriege des heutigen Imperialismus zur *Neuordnung der Welt* gerechtfertigt werden, gibt es zwischen den Kriegsideologen der USA und denen Europas durchaus deutliche Unterschiede. US-amerikanische Ideologen suchen z.B. diese Kriege nicht selten religiös-fundamentalistisch und manichäisch als quasi „Kreuzzugs-Mission“ der USA zu rechtfertigen, wozu Präsident George W. Bush immer wieder auch mit der Erklärung beiträgt, Gott habe ihn persönlich beauftragt, diese Kriege zu führen.

Demgegenüber dominieren bei europäischen Kriegsideologen Versuche, diese Kriege legalistisch durch eine scheinbar humanitäre Umdeutung des geltenden Völkerrechts z.B. als „humanitäre Intervention“ zu rechtfertigen. Letztlich aber sind es vor allem drei philosophisch-soziologische Grundpositionen, von denen aus die aktuelle imperialistische Kriegsapologetik betrieben wird: das ist *erstens* eine biologistisch untersetzte bellizistische Wesensbestimmung der Natur des Menschen, *zweitens* die Darstellung des Neuen Imperialismus und Kolonialismus unter dem Dach ei-

4 Ernst-Otto Czempiel: *Weltpolitik im Umbruch*. 2. Aufl., München 2003, S. 175 f.

ner „Pax Americana“ als einzig sinnvolle Menschheitszukunft und *drittens* ein Feindbild, das jedem Gegner dieses *Neuen Imperialismus* den Anspruch auf gleiche Rechte verwehrt und ihm gegenüber jedes Kriegsverbrechen rechtfertigt.

Der Mensch als bellizistisches Wesen

In seinem Buch „Das Ende der Geschichte“ suggeriert Francis Fukuyama die Notwendigkeit des Krieges für das Wohlergehen des Menschen schlechthin – unter sozialdarwinistischer Überinterpretation Hegels – mit der These: „Ohne den Krieg und die Opfer, die er verlangt, wird der Mensch ... verweichlicht und egozentrisch; die Gesellschaft versinkt in eigensüchtigem Hedonismus und die Gemeinschaft wird letztlich zerfallen.“⁵

Der israelische Militärtheoretiker Martin van Creveld beginnt seine Kriegsapologetik sicher nicht zufällig mit einem Frontalangriff auf die Wesensbestimmung des Krieges als Instrument der Politik durch Carl von Clausewitz. Diese sei „nicht imstande, die in vieler Hinsicht wichtigste Form des Krieges hinreichend zu erklären: nämlich den Existenzkampf.“⁶ Für van Creveld besteht „die einzigartige Natur des Krieges“ darin, „dass er von Beginn an und bis heute die einzige schöpferische Tätigkeit ist, welche den unbegrenzten Einsatz aller menschlichen Fähigkeiten gegen einen ebenbürtigen Gegner erlaubt und verlangt.“ Mehr noch: „Was den Umgang mit der Gefahr so ausgesprochen genussreich macht, ist das einzigartige Gefühl der Freiheit, welches dabei entstehen kann. ... Unter allen menschlichen Erfahrungsmöglichkeiten kommt dem einzig der Geschlechtsakt nahe.“⁷ In seiner biologistischen Verherrlichung des Krieges versteigt sich dieser in Jerusalem lehrende Militärtheoretiker zu dem Schluss: „Gäbe es den Krieg nicht, der die Geschlechter trennt und sie einander begehrenswerter erscheinen lässt, dann müsste er wahrscheinlich erfunden werden.“⁸ In seiner Polemik gegen Clausewitz gelangt Creveld schließlich zu der Behauptung, Krieg mache „nur

5 Francis Fukuyama: Das Ende der Geschichte. München 1992, S.434.

6 Martin van Creveld: Die Zukunft des Krieges. München 1998, S. 232.

7 Ebenda, S. 244.

8 Ebenda, S. 277.

dann einen Sinn, wenn er nicht als ein Mittel, sondern als Zweck empfunden wird.“ Begründung: „So abscheulich die Tatsache auch sein mag, der wahre Grund, weshalb wir Krieg führen, ist der, dass Männer gern kämpfen und dass Frauen Männer gefallen, die bereit sind, für ihre Sache zu kämpfen.“⁹ Ausgehend davon stimmt Creveld ausdrücklich den Worten Helmut von Moltkes zu, dass der ewige Frieden ein Traum und „nicht einmal ein schöner Traum“ sei.¹⁰

Ähnlich argumentiert die deutsche Journalistin Cora Stephan in ihrem Buch „Das Handwerk des Krieges“. In einer Rezension der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung“ heißt es über dieses Buch: „Für Cora Stephan ist der Krieg eine menscheitsgeschichtliche Universalie.“ Ihr Verfahren: „Statt Begriffe zu klären, spekuliert Cora Stephan lieber mit biologistischen Anleihen über das Verhalten des homo bellicosus.“ Doch die zahlreichen unwissenschaftlichen Schwachstellen ihres Buches verschwinden „hinter einer blendenden rhetorischen Fassade“.¹¹ Ihr Anliegen bringt sie deutlich mit den Worten zum Ausdruck: „Muss Krieg geächtet werden? Besser nicht. Die Ächtung des Krieges sorgt höchstens dafür, dass er sich um so regelloser entwickelt.“¹² Ähnlich wie van Ceveld behauptet sie: „Krieg mobilisiert nicht nur die Bestie – sondern auch das Beste im Mann.“¹³ Mehr noch: „Krieg gehört, wie die Religion, zu den menschlichen Universalien.“¹⁴ Aus alledem leitet sie dann für die aktuelle Politik des BRD-Imperialismus ab, „dass es moralisch gute Gründe für ein Aufmarschieren deutscher Soldaten geben kann – und dass sich diese moralischen Gründe mit legitimen ‚nationalen‘ Interessen an einem stabilen Umfeld Europas verbinden lassen.“¹⁵

9 Ebenda, S. 322.

10 Ebenda, S. 323.

11 D. Weickmann: Männer führen Kriege. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, Frankfurt /M., 3. 11. 1998.

12 Cora Stephan: Das Handwerk des Krieges. Berlin 1998, S. 14.

13 Ebenda, S. 19.

14 Ebenda, S. 247.

15 Ebenda, S.253.

Kriegsziel: Neuer Imperialismus und Kolonialismus

Die Kriege der USA und ihrer Vasallen zur „Neuordnung der Welt“ sind Kriege zur systematischen Zerstörung der völkerrechtlich auf der UN-Charta beruhenden Weltordnung. In diesem Sinne bezeichnete Bundeswehrgeneral Klaus Naumann, während des Angriffskrieges gegen Jugoslawien Vorsitzender des NATO-Militärausschusses, diesen Krieg als „Geburtshelfer in der Weiterentwicklung des Völkerrechts.“¹⁶ Zur Rechtfertigung solcher Aggressionskriege wurde inzwischen eine historisch beispiellose Propaganda für einen von den USA absolut dominierten *Neuen Imperialismus* und einen diesmal angeblich *demokratischen Kolonialismus* entwickelt.

Wenige Tage vor dem Überfall der USA auf den Irak veröffentlichte der Berliner Soziologe Alexander Schuller einen Artikel, in dem er folgende Positionen vertrat: „Die multipolare Weltordnung ist eine Gefahr für den Frieden. Die Vereinigten Staaten müssen Hegemon der Menschheit werden. ... Irak ist nur der erste Schritt auf diesem langen, verantwortungsvollen und vielleicht auch blutigen Weg ... Das Imperium Americanum ist unsere Chance. Eine andere haben wir nicht.“¹⁷ Am gleichen Tag, als die USA den Irak überfielen, veröffentlichte die „Frankfurter Allgemeine Zeitung“ einen redaktionellen Artikel, in dem betont wurde: „Der Irak soll als Feind verschwinden, indem die Amerikaner ihn mit imperialen Mitteln neu gründen. Die Verwerfungen der postkolonialen Zeit werden durch einen neuen demokratischen Kolonialismus zugeschüttet.“¹⁸ Der Publizist Richard Herzinger griff das Stichwort vom *demokratischen Neokolonialismus* auf und entwickelte daraus folgende aufschlussreiche Kriegsapologetik: „Längst dienen militärische Interventionen der Selbstbehauptung westlicher Demokratien – als Instrument

16 Klaus Naumann: Der nächste Konflikt wird kommen. In: Europäische Sicherheit. Hamburg, Nr. 11/1999, S. 8.

17 Alexander Schuller: Wir brauchen das Imperium Americanum. In: Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung, Frankfurt/M., 9. 3. 2003, S. 11.

18 Der Krieg, der bleibt. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, Frankfurt/M., 20. 3. 2003, S. 37.

ihrer Weltinnenpolitik. Diese läuft auf einen ‚demokratischen Kolonialismus‘ hinaus.“¹⁹

Der US-amerikanische Militärhistoriker Frederick W. Kagan nennt die Kriege zur Durchsetzung eines angeblich demokratischen *Neuen Kolonialismus*, zu denen die USA seiner Auffassung nach, immer in der Lage sein sollen, „Regimewechselkriege“. Dafür aber reiche es nicht aus, die betreffenden Länder militärisch zu unterwerfen. Vielmehr fordert Kagan: „Die Kriegsplanung muss ebenso in Betracht ziehen, wie der Übergang von dieser besiegten Regierung zu einer neuen bewerkstelligt wird“. Dazu aber müsse die Bevölkerung des zum Zwecke eines „Regimewechsels“ überfallenen Staates „nicht lediglich von der schockierenden Zerstörungskraft der amerikanischen Macht überzeugt werden, sondern auch davon, dass es für sie wünschenswert ist, sich politisch so zu verhalten, wie die USA es wünschen.“²⁰ „Regimewechsel“ also mit dem Ziel, ein Regime zu installieren, dass so herrscht, wie die USA es wünschen! Natürlich hat das durch einen „Regimewechselkrieg“ angestrebte Wohlverhalten dieser neuartigen Kolonien gegenüber den USA insbesondere etwas mit der Verfügung über solche wichtigen Ressourcen wie Erdöl zu tun. Es war deshalb nur die klare Bestimmung des Zieles solcher imperialistischen Kriege, als James Woolsey – 1993/1994 Chef der CIA – unmittelbar vor Beginn des „Regimewechkriege“ gegen den Irak in einem Interview erklärte: „Wir müssen dem Nahen Osten die Ölwanne wegnehmen.“²¹

An der neokolonialen Beherrschung der globalen Ressourcen ist die EU nicht weniger interessiert als die USA. Ziemlich deutlich machte das der Leiter der Abteilung Hintergrund im „Deutschlandfunk“, Rolf Clement, im Hinblick auf den Auftrag der deutschen Bundeswehr so: „Als Land ohne Rohstoffe ist Deutschland darauf angewiesen, dass es Zugang zu Rohstoffen und später zu den Absatzmärkten hat. Somit sind die Rohstoffregionen – die Transportwege von dort, die Absatzregionen, die

19 Richard Herzinger: Wo Demokraten schießen. In: Die Zeit. Hamburg. Nr. 25 v. 12. 6. 2003, S.8.

20 Frederick W. Kagan: Krieg und Nachkrieg. In: Blätter für deutsche und internationale Politik. Bonn. H. 11/2003, S. 1332.

21 Der Spiegel. Hamburg. Nr. 4/2003, S. 109.

Transportwege dorthin – zentrale Orientierungspunkte deutscher Interessen. Es sind also zunächst einmal Wirtschaftsinteressen.“²² Es ist auf diesem Hintergrund bemerkenswert, mit welcher Selbstverständlichkeit, ja Arroganz statt des angeblichen Verteidigungsauftrages der Bundeswehr und anderer EU-Streitkräfte inzwischen die Rechtfertigung weltweiter militärischer Interventionen betrieben wird. In einer Diskussion zum Thema „Alte Hegemonie und Neue Kriege“ definierte Herfried Münkler mit kaum noch zu überbietender Deutlichkeit, was er unter „Handlungsfähigkeit der EU“ verstanden wissen will: „Die eigentliche Frage heißt doch: In welcher Weise sind die Europäer handlungsfähig? Das ist die klassische Frage nach der militärischen Interventionsfähigkeit, die bedeutet, dass ein politischer Wille der Europäer mit militärischen Mitteln, mag er nun legitim oder illegitim sein, gegebenenfalls geltend gemacht werden kann.“²³ *Handlungsfähigkeit* der EU – das ist nach Münkler also ihre *militärische Interventionsfähigkeit*! Daran sollen die Menschen in Europa immer mehr gewöhnt werden. Deshalb gilt es, darüber und über die aus dieser Politik erwachsenden Gefährdungen des Weltfriedens immer wieder nachzudenken und diese Politik als verbrecherisch zu entlarven.

Die Entmenschlichung des Feindes

Um eine Bevölkerung, die mehrheitlich keinen Krieg will, dennoch dazu zu bringen, einen Krieg zumindest soweit zu dulden, dass die Regierung ihn beginnen und führen kann, muss diese Bevölkerung davon überzeugt werden, dass dieser Krieg die einzige Chance ist, eine existentielle Bedrohung abzuwenden. Dafür wird immer wieder der Feind, gegen den Krieg geführt werden soll, als jemand dargestellt, der zu jedem Verbrechen fähig sei, der eigentlich gar kein richtiger Mensch sei und den man deshalb angreifen und vernichten müsse.

22 Rolf Clement: Die neue Bundeswehr als Instrument deutscher Außenpolitik. In: Aus Politik und Zeitgeschichte. Beil. zu: Das Parlament. Nr. 11/2004 v. 8. 3. 2004, S. 42.

23 Blätter für deutsche und internationale Politik. Bonn. Nr. 5/2004, S. 547.

Der namhafte US-amerikanische Außenpolitiker J. William Fulbright hat die Wirkung einer solchen Feindbild-Manipulation so beschrieben: „Unsere Fähigkeit zur Humanität scheint unmittelbar davon abzuhängen, ob wir andere als Individuen mit menschlichen Motiven und Gefühlen wahrnehmen, während die Neigung des Menschen zum Barbarentum mit einem abstrakten Feindbild vor Augen zuzunehmen scheint. Das ist die einzige Erklärung, die mir einleuchtet für die Tatsache, dass brave und anständige Amerikaner, die ihren Nachbarn bei Krankheit oder Unglück beistehen würden, den Russen die Zugehörigkeit zur Menschheit absprechen, die Zahl der pro Woche getöteten Vietkong feiern oder – in den Tagen vor der Annäherung – von den Chinesen nicht als Menschen, sondern als Horden von blauen Ameisen sprechen konnten.“ Das führt Fulbright zu dem im Hinblick auf die Resultate imperialistischer Feindbild-Propaganda höchst aufschlussreichen Fazit: „Wir hegen nicht eigentlich grausame Absichten gegenüber denen, die unsere Überzeugungen nicht teilen, sondern wir können sie vielmehr gar nicht als richtige Menschen betrachten.“²⁴

Es gibt seit längerem verschiedene Verfahren zur Manipulation einer solchen Einstellung, die den Kriegsgegner als *Unmenschen* erscheinen lassen soll. Dazu gehört z. B. die längerfristige systematische Diffamierung des in Aussicht genommenen Kriegsgegners als „Reich des Bösen“, „Schurkenstaat“ oder „Terroristenstaat“. Ein Verfahren, dem dabei nach wie vor besondere Bedeutung zukommt, ist die *Personifizierung* dieses entmenslichenden Feindbildes an Hand der führenden Politiker dieser Staaten. So hatten die USA und ihre Verbündeten keinerlei Hemmungen, ihre völkerrechtswidrigen Angriffskriege gegen Jugoslawien und den Irak öffentlichkeitswirksam auch dadurch zu rechtfertigen, dass sie deren führende Politiker, Slobodan Milosevic und Saddam Hussein immer wieder als „Hitler von heute“ bezeichneten. Nachdem sich der deutsche Verteidigungsminister Scharping am 28. März 1999 in der ARD-Talkshow *Christiansen* mit der Lüge, Jugoslawien unterhalte „Konzentrationslager“,

24 J. William Fulbright: *Im Zeichen des Sternenbanners. US-Politik seit 1945*. München 1991, S.255 f.

als Stichwortgeber betätigt hatte, verkündete das in Millionenauflage erscheinende Springer-Blatt „Bild“ am 1. April 1999: „Nun wird der Alltag im Kosovo zur KZ-Wirklichkeit. Hitler und Stalin sind in Milosevic wieder auferstanden.“²⁵

Um eine durch derartige Feindbilder langfristig auf einen Krieg eingestimmte Bevölkerung endgültig kriegsreif zu machen, pflegen imperialistische Politiker als unmittelbaren Anlass zur militärischen Aggression eine *spezifische Lügen-Kampagne* zu inszenieren. So schreckte die US-Administration nicht davor zurück, vor dem Golfkrieg II im US-Kongress und im UN-Sicherheitsrat bestehende Bedenken gegen einen militärischen Angriff auf den Irak in beiden Gremien die Lüge vom irakischen Baby-Mord in Kuwait zu inszenieren.²⁶ Um den zweiten Krieg gegen den Irak zu rechtfertigen, verbreiteten die USA und Großbritannien unter bewusster Missachtung der Experten-Erkenntnisse²⁷ die Lüge, dass der Irak über den Weltfrieden gefährdende Massenvernichtungsmittel verfüge und schließlich sogar, dass er innerhalb von 45 Minuten in der Lage sei, diese gegen die USA einzusetzen. Am 5. Februar 2003 hatte US-Außenminister Colin Powell diese Lüge sogar persönlich vor dem UN-Sicherheitsrat vertreten, um von diesem – wenn letztlich auch erfolglos – die Legalisierung des Angriffs auf den Irak zu erreichen.

Kriegführung jenseits der „imperialen Barbarengrenze“

In der jetzigen Epoche ist die Kriegführung vor allem durch weltweite militärische Interventionen der USA und ihrer Verbündeten charakterisiert, deren Luft- und Seestreitkräfte weitreichende High-Tech-Waffen zur Zerstörung der Infrastruktur extrem schwächerer Staaten einsetzen, die über diese Waffen nicht verfügen und auf Grund des extrem asymmetrischen Kräftever-

25 Nach: Jürgen Elsässer: Kriegslügen. Vom Kosovo-Konflikt zum Milosevic-Prozeß. Berlin 2004, S.132.

26 Siehe u.a.: John R. McArthur: Die Schlacht der Lügen. München 1993, S. 46 ff.; Ramsey Clark: Wüstensturm. US-Kriegsverbrechen am Golf. Göttingen 1993, S. 63 f.

27 Vgl. u.a.: William Rivers Pitt /Scott Ritter: Krieg gegen den Irak. Was die Bush-Regierung verschweigt. Köln 2002.

hältnisses höchstens zu einer Guerrilla-Kriegführung fähig sind. Es hängt wohl vor allem mit diesem Kräfteverhältnis zusammen, wenn der CDU-Politiker Wolfgang Schäuble in einem Interview zynisch feststellt: „Die Möglichkeiten, mit militärischen Mitteln politische Ziele zu erreichen, bergen sehr viel begrenztere Risiken als vor zehn Jahren.“²⁸

Die Militärstrategie des heutigen Imperialismus beruht nach Frederick W. Kagan auf einer „präzedenzlosen informationellen Überlegenheit“ und zielt darauf, das Land des Feindes buchstäblich *stillzulegen*. Das geschieht durch die physische Zerstörung seiner Infrastruktur sowie die weitgehende Ausschaltung aller lebenswichtigen Nachrichten- und Handelsbewegungen, und das so schnell „dass damit ein nationaler Schock von vergleichbarem Ausmaß bewirkt wird wie in Japan durch die Atombombenabwürfe von Hiroshima und Nagasaki.“²⁹ US-Militärs nennen diese Strategie „Shock and Awe Strategy“, denn sie soll insbesondere bei der Zivilbevölkerung des angegriffenen Landes massenhaft *Schrecken und Entsetzen* erzeugen. Selbstverständlich verstößt sie eklatant gegen das humanitäre Kriegsvölkerrecht, an das sich die USA und ihre Vasallen im Kampf um die Neuordnung der Welt schon lange nicht mehr halten. Der erste Krieg dieser Art war der Angriffskrieg der NATO gegen Jugoslawien. In ihm verlor der Aggressor bei über 25 000 Luftangriffen lediglich zwei Flugzeuge, wobei die Piloten gerettet werden konnten. „Demgegenüber waren die materiellen Verluste auf jugoslawischer Seite beträchtlich. Die militärische und die industrielle Infrastruktur, darunter Elektrizitätswerke, wurden schwer beschädigt oder unbenutzbar gemacht. Dasselbe gilt für die Hauptverkehrswege wie Brücken, Eisen- und Autobahnen. Alle elektronischen Systeme wurden gestört. ...Nach Aussage verschiedener amerikanischer Generäle wurde das Land in seiner Entwicklung zwei Jahrzehnte zurückgebombt.“³⁰ Jüngstes Beispiel eines Krieges nach der „Shock and Awe –Strategie“ ist der Krieg Israels gegen den Libanon, den Israel mit der erklärten Absicht ge-

28 Die Zeit. Hamburg. Nr. 10 v. 28. 2. 2002, S. 5.

29 Frederick W. Kagan: A.a.O., S. 1324

30 Ignacio Ramonet: Kriege des 21. Jahrhunderts. Zürich 2002, S. 154 f.

plant und ausgeführt hat, den Libanon in seiner Entwicklung um *mehrere Jahrzehnte* zurückzubomben. Martin van Creveld hat diese Kriegsführung Israels kritisiert; aber nicht wegen überzogener Gewaltanwendung, sondern wegen der seiner Meinung nach von Israel gezeigten „Abneigung, ein ausreichend hohes Maß an Gewalt einzusetzen, um diese Angelegenheit ein für allemal zu lösen.“³¹

Einer der Kriegsideologen, die dafür ganz offen votieren, Schluss zu machen mit dem für die UN-Charta fundamentalen *Grundsatz der souveränen Gleichheit* aller ihrer Mitglieder und der Gültigkeit des humanitären Kriegsvölkerrechts für *alle* Staaten, ist der Brite Robert Brown, einst außenpolitischer Berater Tony Blairs, inzwischen Generaldirektor für Außenbeziehungen in der Europäischen Kommission in Brüssel. Er plädiert dafür, sich in der Außenpolitik „an den Gedanken der Doppelmoral zu gewöhnen“. Untereinander sollen die Europäer „auf der Basis von Gesetzen und offener kooperativer Sicherheit“ agieren. Doch im Umgang mit der außereuropäischen Welt „müssen wir auf die rauerer Methoden einer früheren Epoche zurückgreifen – Gewalt, Präventivschlag, Täuschung und was sonst noch notwendig sein mag.“³² Der deutsche Kriegstheoretiker Herfried Münkler definiert ein derartiges Vorgehen kurz vor dem Angriffskrieg gegen den Irak als das „Ziehen imperialer Barbarengrenzen“.³³ In seinem 2005 erschienenen Buch „Imperien“ erläuterte er, deren „zentrale Funktion besteht darin, die Grenzen des Imperiums als Räume asymmetrischen Aufeinandertreffens zu markieren. Hier stehen sich nicht ... prinzipiell Gleichartige gegenüber. Hier endet die Welt der Guten und Höherstehenden, und es beginnt ein Bereich des Ungeordneten und Unberechenbaren, dem gegenüber man stets auf der Hut sein muss.“³⁴ Ideologisch hatte und hat das Ziehen solcher *imperialen Bar-*

31 Nach: Gisela Dachs: Zu viel Krieg ? Zu wenig !. In: Die Zeit. Hamburg. Nr. 32 v. 3. 8. 2006, S.4.

32 Cooper in: The Observer, 7. 4. 2002. Nach: Robert Kagan: Macht und Ohnmacht. Amerika und Europa in der neuen Weltordnung. Berlin 2003, S. 87.

33 Die Welt. Berlin, 20. 1. 2003.

34 Herfried Münkler: Imperien. Berlin 2005, S. 150.

barengrenzen insbesondere auch die Funktion, die für alle Kolonialkriege charakteristische asymmetrische Kriegführung und technisierte Massentötung der einheimischen Bevölkerung zu rechtfertigen. Zweifellos sind die Apologeten des gegenwärtigen Neokolonialismus bemüht, die Vernichtungswirkung der Raketen und Bomben ihrer haushoch überlegenen Luftstreitkräfte auf die Zivilbevölkerung und ihre Lebensbasis – wie erstmals im Angriffskrieg gegen Jugoslawien – mit dem beschönigenden Begriff der „*Kollateralschäden*“ als akzeptabel erscheinen zu lassen. Tatsächlich aber handelt es sich um etwas anderes, wie Arundhati Roy im Zusammenhang mit dem Krieg gegen den Irak feststellt: „Technisch wird dieses Blutbad Präzisionsbombardieren genannt. In gewöhnlicher Sprache nennt man es Abschlachten.“³⁵ Zu einer durchaus ähnlichen Sicht auf diese Kriegführung kommt auch Herfried Münkler: „Der Pilot eines Kampfbombers oder die Besatzung eines Kriegsschiffes, von dem aus Tomahawk-Raketen abgefeuert werden, befinden sich außerhalb der Reichweite gegnerischer Waffen. Der Krieg hat hier alle Charakteristika der klassischen Duellsituation verloren und sich, zynisch gesagt, gewissen Formen von Schädlingsbekämpfung angenähert. Insofern läuft der Einsatz solcher Waffensysteme stets Gefahr, den Gefechtseinsatz in ein Massaker zu verwandeln.“³⁶ Hierzu ist festzustellen: Wer die Kriegführung nach der „Shock and Awe“-Strategie der USA gegen Staaten und Völker, die sich nicht wieder kolonisieren lassen wollen, so zynisch wie Münkler als eine „Form von Schädlingsbekämpfung“ akzeptiert, der hat die von den heutigen Imperialisten kriegsideologisch gezogene „Barbarengrenzen“ voll verinnerlicht.

35 Arundhati Roy: Die neue korporative Befreiungstheologie. In: junge Welt, Berlin, 11.11.2004.

36 Herfried Münkler: Die neuen Kriege. 5. Aufl., Berlin 2003, S. 234.

Elisabeth Hobl-Jahn

Im Panoptikum des Utilitarismus: Bentham, Babbage und Galton und ihre Phantasien von der Herrichtung des Menschen

Soziale Ausgrenzung existiert überall in den sogenannten hochzivilisierten Gesellschaften. Das Prinzip der Nützlichkeit einer prinzipiellen „Ungleichheit der Menschen“ ist zu einem scheinbar allgemein gültigen Dogma geworden. Es zieht sich durch die Geschichte wie ein roter Faden, der – einmal aufgenommen – noch endlos weiter gesponnen werden kann. Die jeweils gelebten gesellschaftlichen Verhältnisse verfügen im Okzident über den entsprechenden philosophischen Überbau – und werden in diesem Sinn auch widerspiegelt. Daran vermochte nicht einmal die Aufklärung etwas zu ändern. Parallel dazu entwickelte sich die Überzeugung, dass menschliches Handeln und damit auch die handelnden Menschen selbst dem Prinzip der Nützlichkeit zu entsprechen hätte.

Utilitarismus?

Darunter versteht man ein philosophisches System, das das Prinzip der Nützlichkeit als Basis der Moral unterstellt, d. h. im engeren Sinn, es wird der Nutzen als Handlungskriterium und als Fundament des Glücks angenommen, allgemeiner als Prinzip der moralischen Werte. Diese Doktrin hat ihre Wurzeln in der griechischen Antike, wo sie Protagoras schon artikuliert, deutlicher hedonistisch sind die Ausführungen bei den Kyrenaikern ausformuliert. In der Neuzeit wurde der Gedanke von Hobbes wieder aufgenommen und Ende des 18. Jhs. von Jeremy Bentham, der die Intention hatte, aus dem Utilitarismus eine exakte ethische Wissenschaft zu entwickeln, durch die Praxis der ökonomischen und gesellschaftspolitischen Marginalisierung realisiert. Durch den Fortschritt der Genetik ist es heute möglich, nützliche „Lösungen“ ins Auge zu fassen, um einen leistungs-

fähigeren, nützlicheren Menschenpool zu schaffen. Menschen, deren gesellschaftlicher Nutzen in Frage gestellt wird, könnten effizienter aus der Gesellschaft der Nützlichen eliminiert werden. Vorgeburtliche Auslese, Klonen von Individuen für spezielle Aufgaben, Einpflanzung von biologischen Prothesen, die die Leistungsfähigkeit der „Eliten“ vervielfachen, sind Teil eines Programms. Jeder Tag bringt uns mit neuen Entdeckungen einem Planeten näher, auf dem alle menschlichen Fähigkeiten bestmöglich entwickelt sein werden. Drei Pioniere haben sich diesen Wunderplaneten bereits im 18. und 19. Jahrhundert ausgemalt. Jeder von ihnen meinte, über die Formel zu verfügen, die die Menschheit effizienter, wettbewerbs- und leistungsfähiger machen sollte. Der erste entdeckte ein Prinzip, der zweite ein Instrument und der dritte den idealen Anwendungsbereich dafür. Unter dem Titel „Visionäre der Zukunft“ war ihnen 1998 eine Dokumentation gewidmet, die 2003 auch in dem Fernsehprogramm „arte“ ausgestrahlt wurde. Die im Folgenden zitierten Aussagen beruhen auf der Basis dieser Dokumentation.¹

Jeremy Bentham (1748–1832)

Jeremy Bentham war überzeugt davon, dass man durch Berechnungen der Rentabilität alle menschlichen Energien konzentrieren und direkt in Produktivkräfte verwandeln könnte. Bereits in seiner ersten Publikation, die sich der Verteidigung des Wuchers widmete, trat er für die uneingeschränkte Liberalisierung des Geldhandels ein – also für eine ungebremste ökonomische Entwicklung. In seinen Schriften entwickelte er nach den Vorstellungen des Utilitarismus seine Visionen von den Möglichkeiten und den Erfordernissen, die die „neue Zeit“ (Industrialisierung) an Mensch und Geisteshaltung stellen würden. Seine These: „Die Verfolgung des Eigeninteresses eines jeden Individuums führt zum Allgemeinwohl.“ Dieses Ziel zu erreichen sei lediglich eine Frage der Leistungsfähigkeit, der Effizienz und der Rentabilität.

1 Arte France. Unite de programme: Thierry Garrel. Produit par: Pierre-Oliver Bardet & Jaques-Henry Bronckart. Arte France 2000.
Regie: Sebastian Grant (London), Sophie Germain & Isabelle Lemonnier (France), Jean-Yves Roubin (Belgique)

Nicht zufällig gilt Bentham als der Erfinder der Begriffe „maximieren“, „minimieren“ und „optimieren“. Einen Großteil seines Lebens verbrachte er mit Evaluieren, Quantifizieren und Hierarchisieren.

Jeremy Bentham befasste sich zunächst mit der Klassifizierung von „Vergnügen“ und „Strafe“. Deren penibel berechnete Verteilung sollte es der gesellschaftlichen Maschinerie ermöglichen, auf vollen Touren zu laufen. So propagierte er z.B. die Verfassung einer „Enzyklopädie der Leiden“:

„Der Mensch, der die durch verschiedenen Bestrafungsformen hervorgerufenen Schäden untersuchen und die mehr oder weniger schmerzhaften Auswirkungen auflisten würde, zu denen die Schläge mit Stricken oder Peitschenhiebe führen, wie etwa Quetschungen oder Zerreißen der Haut, würde der Gesellschaft einen beachtlichen Dienst erweisen.“

Bentham lehnte die Todesstrafe oder bleibende Verstümmelungen ab, weil sie Produktivkräfte vergeudeteten. Er setzte sich andererseits aber für eine Folter ein, die nach wissenschaftlichen Erkenntnissen angewandt wird:

„Es gäbe keinerlei Schwierigkeiten, eine zylindrische Maschine zu konstruieren, bei der biegsame Ruten aus Rohr oder Walbarten in Bewegung gesetzt würden. Kraft und Schnelligkeit der Schläge würden vom Richter bestimmt. Damit hätten die Bestrafungen nichts Willkürliches mehr.“

Eifrig und gewissenhaft beschäftigte er sich damit, die nützlichsten und wirkungsvollsten Strafen zu erfinden. In ausführlichen Abhandlungen befasste er sich mit der Kennzeichnung Straffälliger, die – je nach Delikt – für alle sichtbar markiert werden sollten. Fälschern etwa sollte Falschgeld auf die Stirn gedruckt werden:

„Dieses Zeichen muss entfernbar oder unauslöschlich sein, abhängig davon, ob es sich um eine befristete oder unbefristete Haftstrafe handelt. Das entfernbar Zeichen erfolgt durch Auftragen einer schwarzen Lösung, das unauslöschliche durch Tätowierung.“

Eigentlich sollte die gesamte Nation tätowiert werden: „So wäre jeder perfekt individualisiert, perfekt identifizierbar, perfekt nutzbar“. Dafür war die Zeit noch nicht reif.

Bentham investierte zwei Jahrzehnte in die Projektion eines

neuen Gefängnisses, das – seinen Vorstellungen entsprechend – an Effizienz nicht zu übertreffen wäre. Seine konkreten Pläne scheiterten an den englischen Parlamentariern, die eine Realisierung des von Bentham vorgeschlagenen „Panoptikons“ verhinderten. Bentham war von seiner Erfindung derart überzeugt, dass er sie sogar den französischen Revolutionären vorstellte, obwohl die seinen politischen Überzeugungen so gar nicht entsprachen. Aber auch hier hatte er keinen Erfolg. Bentham jedoch war so eingenommen von seiner Erfindung, dass er sie privat realisieren wollte und sich dabei durch den Einsatz seines Vermögens fast finanziell ruinierte.

Trotz dieser Niederlage waren Benthams Visionen nicht verglüht. Er sah in der Gesellschaft viel Bedarf für seine Erfindung: Das von ihm konzipierte „Panoptikon“ sollte in nahezu jedem Bereich nützlich sein – in Schulen, Krankenhäusern und vor allem in Fabriken. Benthams große Idee: Indem er in seinem „Panoptikon“ die Gefangenen durch Arme ersetzte, wollte er die Arbeitslosigkeit rentabel machen. Voller Enthusiasmus sah Bentham die Errichtung von 250 Industrie-„Pensionaten“ vor, in denen 500.000 Arbeitslose beschäftigt werden sollten. Die auf der Idee des „Panoptikons“ beruhenden Industriepensionate – eine Art Arbeitslager – sollten von einem Verwaltungsrat geleitet werden. Seiner Gewohnheit entsprechend begann Bentham, die Arbeitslosen ihrer voraussehbaren Wirtschaftlichkeit nach in Gruppen einzuordnen: Produktive, Unproduktive, dauerhaft Behinderte, wie etwa Einarmige, oder vorübergehend Behinderte, wie schwangere Frauen oder Asthmatiker, wegen schlechter Sitten oder mangels an Verbindungen Entlassene, wegen schlechten Wetters Entlassene, wie Gärtner, Opfer anhaltenden Nebels. Alle Armen finden in diesem Ordnungssystem einen Platz und können so entsprechend ihrer Nützlichkeit verwendet werden:

„Auf einhundert Individuen gibt es nicht eines, das nicht zu irgendeiner Arbeit fähig wäre. Es gibt nicht eine Bewegung des Fingers oder des Fußes, nicht einen Blick, ein Geflüster, das man in solch einem umfangreichen System nicht nutzbringend verwenden könnte. Eine bettlägerige Person, die sehen und sprechen kann, kann dazu dienen, etwas zu beaufsichtigen. Wenn sie blind ist, aber sich aufrichten kann, kann sie stricken, spinnen usw.“

Diese hier konzipierte allgemeine Mobilmachung der menschlichen Ressourcen sollte in erster Linie diejenigen betreffen, die man damals den „Bodensatz“ nannte. Für jeden Bürger, der einen Vagabunden oder Bettler aufgriffe und in das nächste Industriepensionat brächte, sollten Belohnungen vorgesehen werden. Findelkinder bildeten dabei einen erstklassigen Arbeitskräftepool. Solange sie nur konsumierten ohne zu verdienen, werde man sie an einen Ort bringen, an dem die Unterhaltskosten sehr niedrig wären. Und wenn sie das für Arbeit geeignete Alter erreicht hätten, sollten sie an jenen Orten untergebracht werden, an denen der Bedarf an Arbeitern am größten war. In den Industriepensionaten herrschte Ordnung; ihre Bewohner waren verpflichtet, eine einheitliche Uniform zu tragen.

Bis zu seinem Tod blieb Bentham seinem Lebensprinzip – Ordnung und Nützlichkeit – treu. Er verfügte, dass sein Leichnam sezirt werden sollte, um der Wissenschaft zu dienen. Sein Skelett sollte in eine Art Reliquie – die von ihm so bezeichnete Autoikone – verwandelt werden. Er hatte die allgemeine Verbreitung solcher Autoikonen empfohlen, da sie von dreifachem Nutzen wären: Statuen auf Friedhöfen könnten eingespart, der verwesliche Teil des Leichnams sezirt werden und der Rest könnte vielleicht der Nachwelt zur Belehrung dienen.

Sein immer wieder neu aufgelegtes Werk bildet eine Grundlage des Wirtschaftsliberalismus – ein allgemein gültiges System, um die mögliche Verwendbarkeit von Individuen zu steigern.

Charles Babbage (1791–1871)

Charles Babbage, der zweite dieser „Visionäre der Zukunft“, der die Grundlagen zur Optimierung aller menschlichen Tätigkeiten gelegt hat, war ein genialer Erfinder.

Er hat den Büffelschutz für Lokomotiven, den Geschwindigkeitsmesser, die standardisierte Spurweite für Eisenbahnen, die einheitliche Freimachung von Postwertzeichen, den Augenspiegel, die Abblendlichter für Scheinwerfer, aber auch das Prinzip des Computers erfunden – jenes Instrument, das der Menschheit einen Zugang zur Leistungsfähigkeit eröffnen sollte, von der selbst Bentham nie zu träumen gewagt hätte:

„Jedesmal, wenn ein Mensch über Zahlen verfügen kann, so ist ihr Wert unschätzbar: wenn sie korrekt sind, tragen sie dazu bei, ihren Geist zu informieren, noch nützlicher sind sie aber, wenn sie den Geist der anderen täuschen. Die Zahlen sind die Herren der Schwachen, aber die Sklaven der Starken.“

Babbage verfasste einen Artikel über „Die Kunst, alle Schlösser zu öffnen“, den er nie veröffentlichte. Die perfekte Methode zu finden, die es ermöglicht, beim Glücksspiel alle Partien zu gewinnen und den Code zu entschlüsseln, der die Geheimnisse des Universums schützt, das war das Vorhaben seines Lebens:

„Das Entschlüsseln ist meiner Ansicht nach eine der faszinierendsten Künste. In der Zunft der Dechiffrierer gibt es eine Art Maxime, die einer anderen, die unter Schlössern kursiert, sehr ähnlich ist, nach der jede Ziffer entschlüsselt werden kann.“

Ein solcher Optimismus setzt eine Weltsicht voraus, die von den Gedanken Newtons durchdrungen ist. Dahinter steht die Überzeugung, dass das Universum prinzipiell verstehbar ist und kein Chaos kennt. Jede Aktion findet irgendwo ihre Reaktion. Alles ist vorhersagbar, alles ist verfügbar, alles kann nützlich gemacht werden:

„Ein geistiges Wesen, welches zu einem bestimmten Augenblick alle Kräfte kennen würde, von denen die Natur erfüllt ist, so wie die jeweilige Situation aller Wesen, aus denen sie sich zusammensetzt, würde im selben Moment die Bewegung der größten Körper des Universums wie jene des leichtesten Atoms überblicken. Nichts wäre ihm ungewiss und die Zukunft wäre genau wie die Vergangenheit vor seinen Augen gegenwärtig.“

Die Vision einer universellen Mechanik begleitete Babbage überall hin. Während einer Italien-Reise stellte er im Inneren des Vesuvkraters Untersuchungen an. Sein Überleben verdankte Babbage einem Chronometer, das es ihm erlaubte, die Dauer zwischen zwei Lava-Eruptionen vorherzusagen: „Ich wäre liebend gerne länger geblieben, aber die extreme Hitze, die schädlichen Dämpfe und das Signal meines Chronometers hinderten mich daran.“

Babbage bemühte sich um die Entwicklung einer Maschine, die auf der Differenzrechnung beruht. Sie war konzipiert, mathematische Tafeln zu produzieren, die ohne menschliches Ein-

wirken – und damit fehlerfrei – gedruckt werden könnten. Die vom Science Museum in London nachgebaute Maschine wiegt fast drei Tonnen. Babbage führte seine Konstruktion nicht zu Ende, da ihn eine noch weitaus überragendere Erfindung beschäftigte: Die analytische Maschine – ein gewaltiges Konglomerat von Präzisionsgetrieben, Keilriemen und Lochkarten wie jene, die in den Jacquard-Webstühlen verwendet wurden. Es handelte sich um eine Rechenmaschine, die bereits über einen Speicher und eine Zentraleinheit verfügte (von Babbage die „Mühle“ genannt) – die wahre Vorfahrin des Computers.

Die Konstruktion dieser analytischen Maschine hätte gigantische Summen erfordert, die Babbage nicht organisieren konnte. Er hätte sie mit Bergen von Fakten, Zahlen, unwiderlegbaren Daten füttern können, die er seit Jahren zusammentrug. Er hatte dazu die Effizienz von Fabriken untersucht und deren Leistungsfähigkeit verglichen. 1832 veröffentlichte er die Ergebnisse dieser Untersuchung. Mit Feuereifer setzte er sich für die Anwendung wissenschaftlicher Methoden im industriellen Produktionsbereich ein. Er vertrat insbesondere die Teilung der Schwerarbeit, deren Effizienz durch Bezahlung pro Stück noch gesteigert werden könnte.

Babbage war davon überzeugt: Wenn in dieser Welt noch nicht alles vollkommen sei, so liege das daran, dass es noch an Erhebungen, Daten, Statistiken fehle. Daher müssten alle nur möglichen Daten und Fakten gesammelt werden, um effizient genutzt werden zu können. Als seinen Beitrag veröffentlichte Babbage beispielsweise ein Verzeichnis der relativen Häufigkeit der Ursachen für Glasbruch, in dem 464 Ursachen aufgezählt werden.

Nach Babbage müsse sich die Wissenschaft von der Organisation der Produktivität um das Allgemeinwohl sorgen. Die Verbesserung des Schicksals der Ärmsten sei nicht von ihrer Fähigkeit zu kämpfen abhängig, sondern von den Fortschritten der Wissenschaft.

Selbst zur bekanntermaßen schwierigen zwischenmenschlichen Kommunikation leistete Babbage seinen Beitrag:

„Ich habe ein System erfunden, um Briefe zu befördern, die in kleine Zylinder eingeschlossen sind, welche sich an Kabeln fortbewegen, die

zwischen Relaistürmen, Kirchtürmen angebracht sind. Ich habe ein kleines Modell dieses Apparats angefertigt und Notizen durch mein Haus befördern können – von meinem Büro bis in meine Werkstatt.“

Gegen Ende seines Lebens wurde dieser erfindungsreiche Geist Opfer einer fixen Idee. Wie auch Bentham war Babbage nichts fremder als das Nicht-Klassifizierbare. Das Fremde war für ihn das „Fahrende Volk“ – die Vagabunden, die fahrenden Musiker. Er entwickelte auf Grund seines Persönlichkeitsprofils eine bemerkenswerte Phobie: Er schätzte, dass ihn Straßenmusikanten um 25 % seiner Arbeitsfähigkeit beraubt hatten und setzte sich daher hartnäckig für die Verabschiedung eines Gesetzes (den Babbage-Act) ein, dass diesen ihre Tätigkeit und damit die Verringerung seiner eigenen Produktivität verbieten sollte.

Francis Galton (1822–1911)

Hatte Bentham noch mit seiner Überzeugung, alles Menschliche könnte berechnet und dadurch der Rentabilität zugeführt werden, die Idee und Babbage das Werkzeug zu dieser Vorstellung kreiert, so lag es nun an Francis Galton, den idealen Handlungsrahmen für die grundlegenden Anwendungen dieser Entwicklungen zu erkennen: die Genetik.

Galton, wie Babbage Sohn eines Bankiers, konnte es sich leisten, von Renditen zu leben, die andere für ihn erwirtschaftet hatten.

Bereits als junger Mann hatte er – für seine gesellschaftliche Klasse durchaus zeitgemäß – Forschungsreisen nach Ägypten und in den Sudan unternommen. 1850, im Alter von 23 Jahren, erforschte er die Westküste Südafrikas, die damals bei den Europäern noch unbekannt war. Er erhielt dafür die Goldmedaille der Royal Geographic Society und den Zugang zu dem höchst elitären Athenäum-Club. Nach seiner Rückkehr verfasste er ein Handbuch des perfekten Forschungsreisenden mit praktischen Anleitungen – beispielsweise wie man ein Biwak errichtet, sich durch Zeichensprache verständigt, Gefangene fesselt oder mit denen umgeht, die er „die Wilden“ nannte:

„Denken Sie daran, dass ein Wilder nicht in der Lage ist, die regelmäßige Arbeit auf sich zu nehmen, die zu ertragen uns unsere angel-

sächsische Herkunft erleichtert. Seine Natur ist an die Abwechslung zwischen Faulheit und stürmischer Aktivität angepasst. Fördern Sie Entspannung, Gesang und Musik so oft sie können.“

Als ein geübter Utilitarist hielt er keinen Lebensbereich seiner Berechnungen für unwürdig, da alles optimiert werden könnte. So bestimmte Galton auf mathematische Weise, wie lange der Strick idealerweise sein müsste, damit er dem Delinquenten mit Sicherheit den Hals bricht. Getreu seiner Devise „Zählen Sie, wann immer es möglich ist!“ hielt Galton penibel die Anzahl der Pinselstriche (20.000!) fest, die ein Maler brauchte, der ihn porträtierte, und er erfand ein System, das es ihm ermöglichte, in jeder Situation unterschiedliche Gruppen zu klassifizieren:

„Jedes Mal, wenn sich mir die Möglichkeit bietet, teile ich die Personen, denen ich begegne, in 3 Klassen ein. Gute, mittlere, bösartige. Ich steche mit einer Nadel unauffällig Löcher in ein Stück Papier, das die Form eines Kreuzes hat. Den oberen Teil verwende ich für die guten, den Querbalken für die mittleren und den unteren Teil des Kreuzes für die bösartigen Personen. Ich habe dieses System für meine Untersuchung über die Schönheit verwendet, indem ich die Frauen in drei Kategorien eingeteilt habe: in anziehende, belanglose oder abstoßende. Natürlich war dies eine vollständig persönliche Einschätzung. Aber sie war schlüssig, wenn man nach den Ergebnissen mehrerer Versuche urteilt, die bei der selben Bevölkerungsstichprobe durchgeführt wurden.“

1861 beschäftigte sich Galton mit Daten über den Druck der Atmosphäre. Er machte dabei eine Entdeckung von großer Tragweite:

„Mit einer gewissen Fieberhaftigkeit begann ich die Daten zu kartographieren, das Monat begann mit zyklonischen Bedingungen, dann machte dieses System zu meiner großen Freude einem Ensemble von Verhältnissen Platz, die denen der Zyklone genau entgegengesetzt waren. Dieses neu entdeckte System nannte ich Antizyklone.“

Die Wetterkarten mit Hoch- und Tiefdruckgebieten wurden damals zum ersten Mal in der Times veröffentlicht. Galton war an ihrer ursprünglichen Ausarbeitung entscheidend beteiligt. Die Katalogisierung der Menschen blieb allerdings weiterhin Galtons dringlichstes Forschungsgebiet. In Paris besichtigte er das Identifikationsbüro, das Alphonse Bertillon leitete. Um dessen anthropometrisches Schema zu verfeinern, setzte er sich mit

der Klassifikation der Fingerabdrücke auseinander und trat dafür ein, diese Erfassungsmethode in das englische Identifikationssystem von Kriminellen aufzunehmen. Damit hatten sich die Tätowierungen, von denen Bentham noch geträumt hatte, erübrigt, es gab nun auch natürliche Identifizierungsmöglichkeiten.

In den folgenden Jahren verlagerte Galton seine Interessen zusehends in den Bereich der Prognostik. Während Cesare Lombroso noch Zeichnungen von potentiellen Kriminellen anfertigen ließ, experimentierte Galton bereits mit Fotografien verurteilter Täter, die er zur Konstruktion einer überindividuellen Täterphysiognomie übereinander legte:

„Die spezifischen Unebenmäßigkeiten für jedes Laster sind verschwunden und die gemeine menschliche Natur, die darunter liegt, hat sich durchgesetzt. Diese Mischfotos stellen nicht den Kriminellen dar, sondern den Menschen, der geeignet ist, es zu werde.“

Galtons Überzeugung, es gebe biologische Gründe dafür, dass die Menschen nicht gleich seien, trieb ihn immer weiter an, diese These auch wissenschaftlich zu beweisen. Während einer Gesundheitsausstellung ließ er tausende Freiwillige untersuchen und vermessen, um auf diese Weise die Begabtesten unter ihnen aufzuspüren und zu dokumentieren. In seinem Buch „Hereditary Genius“ formulierte Galton explizit sein Credo: „Talent und Genie sind wesentlich von der genetischen Vererbung bestimmt.“ Zum Beweis verglich er die Stammbäume berühmter Männer: Offiziere, Prälaten, Wissenschaftler, hohe Beamte usw. Seine Berechnungen beruhten auf den in der Times veröffentlichten Todesanzeigen. Galton kam auf 250 berühmte Männer auf eine Million Einwohner, was einem Verhältnis von 1 : 4000 entsprechen würde. Für ihn standen diese offensichtlich allen anderen überlegenen Individuen außerhalb jeder Kategorie. Der Rest der Menschheit verteilte sich aus Galtons Sicht auf 16 Klassen. Von klein a bis klein g für die Mittelmäßigsten, von groß A bis groß G für die Begabtesten. Zu den vier mittleren Klassen klein a, groß A, klein b, groß B, gehörten 4/5 der Individuen:

„Wenn wir die Skala hinab verfolgen, so stellen wir fest, dass wir uns bei klein f bereits bei den Idioten und Schwachsinnigen befinden. Ich vermute, dass die Gruppe von groß F der Hunde und der intelligentesten Tiere nicht sehr weit von klein f der menschlichen Rasse entfernt

ist, was Gedächtnis und Denkfähigkeit angeht. Es ist sicher, dass die Klasse groß G dieser Tiere, der Klasse klein g der Menschheit bei weitem überlegen ist.“

Um seine Beweisführung über die Vererbung der hervorragenden Charaktereigenschaften in den überlegenen Klassen zu einem guten Ende zu führen, fuhr Galton schier unermüdlich fort, immer neue Statistiken aufzustellen. Er suchte sich freilich seine Beispiele bedeutender Individuen in den Gesellschaftschroniken und begrenzte seine Analysen auf die sehr eingeschränkten Verwandtschaftsstichproben. Seine Schlussfolgerungen und Korrelationsberechnungen sind allerdings durch den Widerspruch gekennzeichnet, der in der Festlegung I seiner Prämissen (Beschränkung auf die Beziehung von Eltern und Nachkommen) lag.

Was Galton antrieb, ist heute aktueller denn je. Käme er in die Gegenwart zurück, so hätte er sicher den Eindruck, in einem goldenen Zeitalter zu leben. Der genetische Fingerabdruck hat den Fingerabdruck abgelöst, den Galton peinlich genau klassifiziert hatte. Die mühseligen Berechnungen, auf die er so versessen war, werden nun von überaus leistungsfähigen Computern übernommen, und statt umständlicher und ungenauer Aufnahmeverfahren ermöglicht die Biotechnologie eine beispiellose genetische Selektion. Diesem Vorhaben der Eugenik hat Galton den letzten Teil seines Lebens gewidmet:

„Die Vorstellung von der Verbesserung der menschlichen Rasse wurde 1884 wieder zur Sprache gebracht und der Begriff Eugenik wurde zum ersten Mal in meinem Buch ‚La Ressource Humaine‘ darauf angewandt. Professor Carl Pearson richtete ein Biometrisches Labor im University College ein, in dem genaue Berechnungen durchgeführt wurden, die in der Zeitschrift ‚Biometric‘“ erschienen. Wir müssen die frischverheirateten Paare in Abhängigkeit von dem erwarteten staatsbürgerlichen Wert ihrer Nachkommenschaft in drei Klassen unterteilen. Da gäbe es eine kleine Klasse von wünschenswerten, eine große Klasse von annehmbaren, von der hier keine Rede mehr sein soll und eine kleine Klasse von unerwünschten. Es wäre eindeutig vorteilhaft für das Land, dass sich moralische und soziale Unterstützung sowie materielle Hilfe auf die wünschenswerten und nicht auf die unerwünschten konzentrieren sollte. Ich glaube, dass energische Maßnah-

men ergriffen werden sollten, um die freie Vermehrung jener zu verhindern, die ernsthaft von Mondsucht, Geistesschwäche, Kriminalität und chronischer Armut heimgesucht werden. Ich zweifle nicht, dass unsere Demokratie die Freiheit, welche den unerwünschten Klassen heute zugebilligt wird, nämlich Kinder in die Welt zu setzen, nicht mehr akzeptieren wird.“

Galton beschrieb sein Programm der genetischer Reinigung in einem Roman mit dem Titel „Can't say where“ – wörtlich: „Ich kann nicht sagen, wo“. In diesem utopischen Land genetischer Vollkommenheit plant man gelassen die Entwicklung einer Rasse höherentwickelter Menschen. Die offiziellen Statistiken werden sorgfältig aufbewahrt und tragen dazu bei, dass die Forderungen genetischer Prüfer im Hinblick auf ererbte Talente und Krankheiten immer strenger werden. Alle Einwanderer werden mehr oder weniger verdächtigt, genetisch unvollkommen zu sein. Das Zeugen von Kindern unter Untauglichen wird von Bewohnern von „Can't say where“ als Staatsverbrechen angesehen. Ein Komitee ist damit beauftragt, über die Ausländer zu wachen, die ihre genetische Prüfung bei der Grenzkontrolle nicht geschafft haben. Solche Personen sind als Individuen unerwünscht und gefährlich für die Gemeinschaft.

Für Galton bestand die letzte Etappe des/seines utilitaristischen Kreuzzugs in der Maßanfertigung eines biologisch programmierten Menschen:

„Wenn die notwendigen Kenntnisse erworben sein werden, dann – und erst dann – ist der Moment gekommen, den Gewohnheiten und Vorurteilen, die die physischen und moralischen Qualitäten unserer Rassen schwächen, den heiligen Krieg zu erklären. Der Moment ist gekommen, wo es dringlich geworden ist, die menschliche Rasse zu verbessern. Der durchschnittliche Bürger ist zu mittelmäßig für die täglichen Aufgaben, die die moderne Zivilisation von ihm verlangt.“

Die Dokumentation der „Visionäre der Zukunft“ zeigt anschaulich, wie der Utilitarismus mit seinem Prinzip „Der größte Nutzen für die größte Zahl“ als Denkmuster zur institutionalisierten Ausgrenzung derer verwendet werden kann, denen kein gesellschaftlicher Nutzen zugebilligt wird. Die Schreckensvisionen vom total intakten, nutzbringenden und perfekten Menschen sind nur scheinbare Vergangenheit.

Amadou Lamine Sarr

Sklaverei aus afrikanischer Sicht

Der transatlantische Sklavenhandel, besser bekannt unter der Bezeichnung *Dreieckshandel*, ist eine der größten Katastrophen, die Afrika je widerfahren ist. Es ist kaum möglich, sich mit diesem oft tabuisierten Thema auseinanderzusetzen, ohne dabei die Gefühle der einen (Afrikaner) zu verletzen oder jene anderer (Europäer) zu brüskieren. Eine intensive Debatte über die Problematik der Sklaverei wird stets mit der Freisetzung emotionaler Energien gekoppelt. Afrikaner wie auch Nachfahren afrikanischer Sklaven in Amerika mussten drei Jahrhunderte warten, bis sich das französische Parlament im Jahr 2001 entschloss, die Sklaverei als Verbrechen gegen die Menschheit zu deklarieren¹.

Eine „wissenschaftliche“ Konfrontation zwischen „Maximalisten“ und „Minimalisten“ bezüglich der Anzahl afrikanischer Sklaven erhitzt die Gemüter, deutet aber gleichzeitig auf die Aktualität und Brisanz des Themas hin. Die erste Gruppe spricht von über 100 Millionen deportierten Afrikanern bzw. von einem demographischen Aderlass, den der Kontinent wirtschaftlich nie hat überwinden können. Die zweite spricht hingegen von etwa 10 Millionen Opfern und wirft ihren Kontrahenten vor, mit den Zahlen inflationär umzugehen. Es ist jedoch wichtig, darauf hinzuweisen, dass „Maximalisten“ wie „Minimalisten“ nicht in der Lage sind, die exakte Anzahl von Frauen, Kindern und Männern festzustellen, die nach Amerika verschifft worden sind. Es bestehen außerdem keine zusätzlichen Quellen, die eine adäquate Evaluierung der bei den Razzien, während des Transports und schließlich nach der Ankunft in amerikanischen Häfen getöteten Personen ermöglichen.

Ein weiterer wichtiger Aspekt liegt im Verhalten mancher

1 Es handelt sich um das im Mai 2001 verabschiedete *Taubira-Delanon-Gesetz*. Dank des Engagements und der Hartnäckigkeit der aus Guyana stammenden Abgeordneten Christiane Taubira entschied das Parlament erst nach drei Sondersitzungen (1999, 2000 und 2001), das Gesetz zu bestätigen.

Historiker, die den Eindruck erwecken, die Konsequenzen des transatlantischen Handels minimieren zu wollen. Hier wird anscheinend der Versuch unternommen, die Verantwortung der Araber und des Islam im Rahmen des transsaharischen Sklavenhandels überzubewerten. Es stimmt zwar, dass der Handel mit Sklaven schon vor dem Auftauchen der Europäer auf dem Kontinent begonnen hat und dass nicht erst die Europäer dieses „Geschäft“ in Afrika eingeführt haben². Dennoch scheinen die Afrikaner³ mit der Verantwortlichkeit der Araber oder der islamischen Religion keine Schwierigkeiten zu haben und auch nicht daran zu denken, sie zur Rechenschaft zu ziehen. Die historische Rolle des Islam in der sozialen, politischen sowie wirtschaftlichen Evolution afrikanischer Gesellschaften wird von afrikanischen Muslimen keineswegs in Frage gestellt. Sie haben die islamische Religion adoptiert, insofern sie diese als wesentlichen Bestandteil ihrer Zivilisationswerte bezeichnen. Aus diesem Grund haben diese afrikanische Historiker einige Bedenken, die arabische Expansion mit der europäischen assoziieren zu müssen. Gleichzeitig weigern sie sich, einen Konnex zwischen „arabischer“ Islamisierung und „europäischer“ Christianisierung herzustellen. Aus ihrer Sicht stellen weder die arabische Sprache noch die muslimische Religion einen Herrschaftsfaktor dar. Es sind vielmehr der Sklavenhandel und der Kolonialismus Frankreichs, Englands, Portugals, die als Manifestationen einer Fremdherrschaft und somit auch als Epiphänomen der europäischen Präsenz charakterisiert werden.

Manche Europäer zeigen Anzeichen von Schuldgefühlen und haben Schwierigkeiten, ihre Emotionen unter Kontrolle zu brin-

2 Der Sklavenhandel war zwischen dem 9. und dem 16. Jahrhundert zur Zeit der großen westafrikanischen Reiche von Ghana, Mali und Songhay eine Realität. Es waren nämlich arabische Händler und afrikanische Zwischenhändler, die den intensiven Handel mit Sklaven durch die Sahara oder an der ostafrikanischen Küste betrieben haben. Leider, aufgrund von fehlenden Quellaussagen, gestaltet sich eine genauere Untersuchung dieses Sklavenhandels äußerst schwierig, zumal er weniger bekannt ist als der europäischer.

3 Die Rede ist natürlich von den Afrikanern, die in muslimischen oder mehrheitlich muslimischen Staaten leben.

gen, wenn sie das Sklavenhaus auf der Insel Gorée⁴ (Senegal) besuchen. Sie sind stets bemüht, mit Geldspenden oder moralischen Aussagen einen kleinen Beitrag zur Wiedergutmachung zu leisten. Ein solches Verhalten wirft natürlich die Frage auf, ob es adäquat ist, von einer afrikanischen Sicht der Sklaverei zu reden, zumal das Beispiel doch zeigt, dass die Perspektive, aus der wir diesen abscheulichen Handel betrachten, einen einfach menschlichen oder auch universellen Charakter haben kann. Aber es ist keine Übertreibung zu behaupten, dass das Schicksal Afrikas völlig verändert wurde, als die Europäer zwischen dem 16. und dem 19. Jahrhundert weite Teile seiner Bevölkerung nach Amerika deportierten. Der darauf folgende demographische Aderlass sowie die politischen, sozialen und wirtschaftlichen Auswirkungen stellten eine tiefe Zäsur in der Entwicklung des Kontinents dar. Afrika kämpft heute noch mit Problemen, deren Wurzeln in diesem so genannten Dreieckhandel liegen. Amerika und Europa konnten hingegen optimal davon profitieren. Millionen von Afrikanern wurden aus ihrer gewohnten Umgebung, von ihren Arbeitsplätzen weggeschleppt, um auf dem amerikanischen Kontinent unter unmenschlichen Bedingungen eine für die wirtschaftliche Entwicklung Europas sehr wichtige Arbeit zu verrichten.

Überall, wo der Sklavenhandel praktiziert wurde, hat er seine Spuren hinterlassen. Wie etwa in Senegambia, wo Gesellschaftsstrukturen und -gewohnheiten der Völker sich im Laufe der Zeit stark verändert haben. Ende des 16. und Anfang des 17. Jahrhunderts war der durch den Atlantik-Handel eingeleitete Destabilisierungsprozess der Entwicklungsmechanismen in der gesamten Region voll im Gange. Die Öffnung des atlantischen Weges ermöglichte Europa, eine Neuorientierung des kommerziellen Austausches zu erzwingen. Die Errichtung von militärischen Forts (Saint-Louis, Gorée, Fort-James, Cacheu und Bissau) entlang der Küste Senegambias in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts bedeutete die Konsolidierung der europäischen Präsenz in ganz Westafrika. Gleichzeitig bewirkte sie die Unterdrü-

4 Die vor der senegalesischen Hauptstadt Dakar gelagerte Insel war früher ein berühmter Umschlagplatz für den Sklavenhandel. Gorée gilt heute als Symbol für Unmenschlichkeit und Ungeheuerlichkeit.

ckung der interregionalen Wirtschaft zugunsten der Europäer. Die Monopolisierung der Region durch Portugiesen, Holländer, Franzosen und Engländer machte es möglich, dass sich der Sklavenhandel als lukrativster Wirtschaftsbereich bestätigen konnte. Historiker orten darin die Entstehung des europäischen Kapitalismus, da die enormen Profite aus dem Sklavenhandel und den Plantagen zu einer intensiven Kapitalakkumulation führten, welche später die industrielle Revolution ermöglichen sollte.

Zahlreiche Afrikaner weigern sich, eine ausschließlich wirtschaftsorientierte Definition vom Sklavenhandel so einfach hinzunehmen. Aus ihrer Sicht spielte die Wirtschaft zwar eine wichtige, jedoch sekundäre Rolle. Da die Afrikaner sich als Opfer oder zumindest indirekte Opfer des Sklavenhandels fühlen, sehen sie in der Regel die eigentlichen Beweggründe der Europäer herauszufinden: Macht, Herrschaft, Rassismus. Im Grunde erhält der Sklave einen Sonderstatus, handelt es sich doch um einen Menschen, der sich im Besitz eines anderen befindet bzw. einen ökonomischen Wert darstellt. Daraus kann ohne weiteres abgeleitet werden, der Sklavenhandel sei tatsächlich eine rein wirtschaftliche Angelegenheit gewesen und Europa hätte zur Zeit des Merkantilismus nicht anders handeln können. Dennoch muss man die Ebene des rein Wirtschaftlichen verlassen, wenn man sich mit der Haltung der Europäer gegenüber den Afrikanern auseinandersetzen will. Sklaverei impliziert also eine bestimmte Voraussetzung: die totale Herrschaft eines Menschen über einen anderen, zumal der beherrschte Mensch zu einer Ware, einem Gegenstand oder Werkzeug degradiert wird. Um ihre Überlegenheit zu bestätigen, müssen die selbsternannten „Herren“ das Leben der Sklaven ständig unter Kontrolle halten. Eine grundlegende Konsequenz aus dieser Herrschaftssituation besteht darin, das Verhältnis zwischen Herren und Sklaven zu legitimieren. Es wird ein gewisses Bild des Afrikaners erzeugt, das dessen Status als natürliche Bestimmung darstellen soll. Dabei verwendet der Sklavenbesitzer eine menschenverachtende Argumentation, wonach der Afrikaner als heidnisch und faul gilt und nicht mit Liebe, sondern nur mit brutaler Gewalt behandelt werden kann, da er nur körperliche Strafe und Peitsche fürchtet. Im Grunde bildet diese Einstellung keine Ausnahme.

Sie passt in ein klares Schema mit einem ebenso klaren psychologischen Hintergrund. Sie war eine Form der Rechtfertigung des Sklavenhandels und später auch der kolonialen Expansion.

Bei näherer Betrachtung beider Phänomene stellt sich heraus, dass es zwischen den Vorurteilen der Sklavenherren des 15. Jahrhunderts und denen der Kolonialherren des 19. Jahrhunderts kaum Unterschiede gegeben hat. Die Abwertung außereuropäischer Völker sollte als Legitimationsmittel das Gewissen der Europäer beruhigen. So wurde zum Beispiel der afrikanische Sklave zu einem Tier degradiert, dessen Seele der Europäer mit Hilfe der christlichen Religion retten konnte. Die Welt wurde nicht nur von den Europäern erobert und beherrscht, sondern sie musste auch aus der europäischen Sichtweise erklärt und definiert werden. Alles wurde nach den Kriterien Europas definiert. Damit war der Weg frei, Millionen von Afrikanern nach Amerika verschiffen und versklaven zu können.

Die vorsichtige bis ablehnende Haltung der Afrikaner gegenüber wirtschaftlichen Argumenten wird nachvollziehbar, wenn man sich mit dem Inhalt des *Code Noir* beschäftigt. Dieser leider berühmt gewordene Gesetzeskodex wurde von Jean Baptiste Colbert (1619–1683) vorbereitet und 1685, also zwei Jahre nach dessen Tod, von Ludwig XIV (1643–1715) erlassen. Dem französischen Philosophen Louis Sala-Molins verdanken wir die neueste kommentierte Publikation dieses menschenverachtenden Gesetzes. Der Text sollte die juristische Basis für die Sklaverei in den königlichen Kolonien, insbesondere in den Antillen, in Louisiana und Guyana liefern. Schon im Vorwort versucht der Autor, die Ideologie des „Sklavenherren“ schonungslos und mit knappen Worten zu formulieren:

„Le Blanc dit: Capturé, je te ferre, te déporte, te mutile, t’exploite à mort, te taille et te tue parce que tu es Noir et le recommencerai tant qu’il me plaira et qu’il naîtra des Noirs dans ton Afrique“⁵.

5 Sala-Molin, Louis: *Le Code Noir ou le calvaire de Cannan*, 2^e édition Quadrige, Paris 2003, p. VII et VIII. Deutsche Übersetzung: „Der Weiße sagt: nach deiner Ergreifung, beschlage ich dich mit Eisen, deportiere dich, verstümmele dich, nutze dich zu Tode aus, schneide und töte dich, weil du schwarz bist. Und ich werde es wieder tun, solange es mir gefällt und solange Schwarze in deinem Afrika geboren werden.“

Es ist Louis Sala-Molins großer Verdienst, uns diese Einstellung in ihrer nackten Brutalität zu vermitteln. Die Absicht des Autors besteht darin, Menschen wachzurütteln, ihnen zu zeigen, dass der transatlantische Sklavenhandel in Wirklichkeit die Manifestation einer unglaublichen Verachtung gegenüber anderen Menschen war. Damit schneidet er einen zentralen Aspekt der Sklaverei-Ideologie an. Denn jenseits aller wirtschaftlichen Überlegungen stellte der Sklavenhandel ein Phänomen dar, welches, zumindest aus europäischer Perspektive, die zivilisatorische Unterlegenheit Afrikas voraussetzte. Demnach hätten Afrikaner nicht einmal Anspruch darauf, vollwertige Menschen genannt zu werden und wären dazu verdammt, Sklavenarbeit zu verrichten. Dabei wird die Legitimation für die Darstellung, dass die Afrikaner verflucht seien, direkt aus der Bibel abgeleitet und lässt sich so erzählen:

„Après le déluge, Noé s’enferma dans sa tente pour boire du vin. Il en but tellement qu’il s’enivra et se déshabilla complètement nu. Ce fut Cham, le père de Canaan, qui le découvrit dans cet état. Il avertit ses deux frères, Sem et Japhet, qui prirent le manteau de leur père sur leurs épaules et entrèrent à reculons dans la tente pour le couvrir. Quand Noé sortit finalement de son ivresse, ses fils lui racontèrent ce qui s’est passé en lui disant que c’est Cham qui a eu à constater la nudité de leur père. Noé se mit alors en rage et décida de maudire le fils de Cham, Canaan, qui fut ainsi condamné à devenir l’esclave de Sem et de Japhet“⁶.

Seit Beginn des transatlantischen Handels bedienten sich Anhänger der Sklaverei einer biblischen Argumentationslinie. Um ihr Vorgehen legitimieren zu können, mussten sie auf ein funda-

6 Ibid. p. 21-22. Deutsche Übersetzung: „Nach der Sintflut betrank sich Noah in seinem Zelt; er war derart betrunken, dass er sich entblößte. Cham, der Vater von Kanaan, sah die Nacktheit seines Vaters und machte seine zwei Brüder, Sem und Japhet, darauf aufmerksam. Die beiden nahmen daraufhin Noahs Mantel auf die Schulter und gingen rückwärts ins Zelt, um ihn damit zu bedecken. Als Noah aus seiner Trunkenheit aufwachte und von der Unverschämtheit seines jüngsten Sohnes erfuhr, geriet er in Wut und verfluchte diesen: Verdammst sei Kanaan! Möge er der letzte Sklave von Sem und Japhet sein.“ Im ersten Buch Mose / Genesis 9 steht weiter: „Gepriesen sei der Herr, der Gott Sems! Er mache Kanaan zu Sems Knecht! Und er lasse die Nachkommen Japhets sich ausbreiten, bis sie mitten unter den Nachkommen Sems wohnen.“

mentales Argument zurückgreifen. So behaupteten sie, mit der Bibel in der Hand, dass die Afrikaner als Chams Nachkommen verdammt worden waren, und zwar aus höchster Instanz und für alle Ewigkeit, ein Sklavenleben zu führen. Louis Sala-Molins verwendet den Begriff *fatalité historique* (historisches Verhängnis)⁷ und versucht darauf hinzuweisen, dass die Fluch-These nicht nur französischen, englischen oder holländischen Sklavenhändlern, sondern auch Kirchenvertretern passte. Faktisch war die katholische Kirche sehr bemüht, eine beengte und tendenziöse Auslegung der von Noah (und Jahve) ausgesprochenen „biblischen Knechtschaft“ zu präsentieren:

„... cette nation porte sur le visage une malédiction temporelle, et est héritière de Cham, dont elle est descendue; ainsi elle est née à l’esclavage de père en fils, et à la servitude éternelle (...) la prière de Noé est entérinée: dilatat Dominus Japhet⁸, etc. Dieu a répandu les Européens dans l’Amérique pour habiter les demeures des Américains, descendus de Sem⁹; et les descendants de Cham, qui sont nos nègres africains, les y servent“¹⁰.

7 Ibid. p. 23.

8 *„Que Dieu mette Japhet au large...“* [Gott möge Japhet überall hinbringen]; Genèse 9, 27. In: Sala-Molins, L. (2003), p. 22.

9 Ibid. p. 22. Laut Sala-Molins, haben die amerikanischen Kolonisten versucht, sich als *Japhetisten*, also als Japhets Nachfahren, darzustellen. Entsprechend ihrer Bibelinterpretation hatten sie absolutes Recht, das Haus von Sem zu bewohnen. Um dieses biblische Recht zu legitimieren, mussten sie aber die Indianer „semitisieren“. So wurde ein „perfektes“ Szenario (mit einer rigiden Rollenverteilung) geliefert: Europäer (Japhets Nachfahren) übernehmen das „Haus“ der Indianer (Sems Nachfahren) und die Afrikaner (Chams Nachfahren) werden Sklaven der Europäer. Dass Japhets Nachfahren Amerika kolonisiert haben (Enteignung und Ausrottung von Sems Nachfahren), ist kein Regiefehler, sondern eine beinharte Umsetzung des biblischen Wortes.

10 Ibid. p. 22-23. Maurile de Saint-Michel, *Voyages des îles Camercanes*, 1652, p. 85. Zitiert in : Gisler, A.: *L’esclavage aux Antilles françaises (XVIIe-XIXe siècle). Contribution au problème de l’esclavage*, Paris 1981. Deutsche Übersetzung: *„... diese Nation trägt im Gesicht einen weltlichen Fluch. Sie stammt von Cham, dessen Erbin sie ist; so ist sie zur Sklaverei und ewiger Knechtschaft bestimmt (...) Noahs Gebet ist gehört und bestätigt worden: dilatat Dominus Japhet, etc. Gott hat die Europäer in Amerika verbreitet, damit sie die von Sems Nachfahren bewohnten Häuser*

Für einen Afrikaner, der heute noch mit Ausländerfeindlichkeit und Rassismus konfrontiert ist, sagen solche Worte viel mehr aus als etliche Erklärungsversuche, vor allem, wenn diese einen paternalistischen Unterton haben. Der französische Historiker Fernand Braudel erweckt den Eindruck, dass die historische Bedeutung einer menschlichen Tragödie eben unter dem Mantel der Wissenschaft heruntergespielt werden kann. In seiner umfangreichen sowie brillanten Analyse der Weltwirtschaft argumentiert F. Braudel, dass der Sklavenhandel als Quintessenz des Merkantilismus eine Notwendigkeit war, da Europa sich in einer essentiellen Phase seiner kapitalistischen Entwicklung befand. Laut F. Braudel liegen die Wurzeln des Übels in Sevilla, Madrid, Bordeaux, Nantes, Liverpool oder Amsterdam. Ferner definiert er das Übel als logische Konsequenz der Peripherisierung des afrikanischen Kontinents. Dies bedeutet also, dass Europa als wirtschaftliches und politisches Machtzentrum gezwungen war, den Sklavenhandel zu betreiben. F. Braudel räumt zwar ein, dass der Begriff Genozid in Bezug auf die indianische Bevölkerung oder Afrikaner keineswegs übertrieben sei, aber man möge doch eine weitere Tatsache in Betracht ziehen, dass auch einige Europäer unter den gleichen Bedingungen wie die Sklaven zu leiden hatten. Damit spielt er tatsächlich auf den Einsatz europäischer Arbeiter in den Antillen an. Es handelte sich, insbesondere in den Jahren 1670 bis 1680, um Franzosen oder Engländer, die als billige Arbeitskräfte mit gültigen Verträgen eingesetzt werden konnten. Ein Vertrag in den französischen Antillen dauerte 36 Monate und in den englischen 4 bis 7 Jahre. Der französische Terminus *engagés* oder der englische *servants* sagt einiges über das Schicksal dieser Arbeiter aus. Sie wurden nach Amerika verschifft und mussten unter äußerst miserablen Umständen leben. Es ist dennoch wichtig anzumerken, dass sie keine Sklaven waren. Im Grunde standen sie unter Vertrag und konnten gehen, sobald ihre „Aufgaben“ erfüllt waren. Manche von ihnen zogen es sogar vor, die Antillen nicht zu verlassen und wurde selbst zu Sklavenhändlern- bzw. besitzern. Aufgrund des Faktums, dass

übernehmen; und Chams Nachfahren, unsere afrikanischen Neger, müssen sie bedienen“.

diese Europäer ebenfalls wie Sklaven behandelt wurden, versucht F. Braudel, nun damit zu argumentieren, die Sklaverei hätte in Wirklichkeit keinen rassistischen Charakter. Seiner Auffassung nach stellten die „Weißen Sklaven“, wie er sie nennt, temporäre Arbeitskräfte dar, welche sich auf Dauer als unrentabel erwiesen hätten. Aus diesem Grund mussten sie durch profitablere afrikanische Sklaven ersetzt werden. Diese Schlussfolgerung mag aus wissenschaftlicher Sicht und nach streng durchgeführten wirtschaftspolitischen Analysen wohl stimmen, aber sie wird kaum ausreichen, um die volle Zustimmung der Afrikaner zu bekommen. Denn ein Afrikaner, der sich mit diesem Thema beschäftigt, wird im Normalfall auf der Basis seiner Subjektivität arbeiten und sehr rasch an die Grenzen seines Verständnisses für solche Schlussfolgerungen stoßen. Es ist durchaus zulässig, die Frage zu stellen, ob es im Sinne der Wissenschaft sein kann, dass Experten im Rahmen einer Analyse des transatlantischen Sklavenhandels die Befindlichkeit der Afrikaner auszublenden versuchen.

Ferner stellt für einen Afrikaner die Auseinandersetzung mit dem Inhalt des *Code Noir* eine besonders Angelegenheit dar, bei der Emotionen unweigerlich freigesetzt werden. Man muss bedenken, dass es Ludwig XIV sehr wichtig war, 60 Artikeln verfassung zu lassen, um der Sklaverei eine legale Basis zu verleihen und somit auch den Handel mit Sklaven zu legitimieren. Da diese sich bis zu diesem Zeitpunkt angeblich in einem juristischen Vakuum befanden, glaubte man in Paris an die Notwendigkeit, ihren Sklavenstatus zu reglementieren. Schon in der Präambel wird ausdrücklich auf die totalitäre Herrschaft des Königs wie auch auf Primat und Autorität der katholischen Kirche hingewiesen. Nach dieser eindeutigen Klarstellung hinsichtlich der Machtpositionen verkündet der König seinen Willen, alle Juden in einem Zeitraum von 3 Monaten aus den Kolonien zu vertreiben. Die Begründung: Juden seien deklarierte Feinde des Christentums (Art. 1)¹¹. In dieser Hinsicht wäre es grundsätzlich angebracht aufzuzeigen, dass die Jesuiten einen wesentlichen Einfluss auf den Entstehungsprozess des *Code Noir* ausgeübt haben,

11 Sala-Molins, L. (2003), p. 92.

zumal der Beichtvater des Königs Mitglied des Ordens war. Infolge eines religiösen Machtkampfes gegen Judentum und Protestantismus, aber auch gegen Jansenisten aufgrund deren republikanischer Ansichten, gelang es den Jesuiten, eine für ihren Orden vorteilhafte Positionierung einzunehmen. Im Übrigen können die Vertreibung der Juden (Art. 1), das Verbot der Ausübung anderer Religionen wie Protestantismus (Art. 3 und 5)¹² und nicht zuletzt die Zwangstaufe afrikanischer Sklaven (Art. 2)¹³ ohne weiteres auf die Machtstellung der Jesuiten zurückgeführt werden.

Man kann bezüglich des „sozialen“ Status der Sklaven davon ausgehen, dass die Zwangstaufe sowie der Religionsunterricht einen praktischen Hintergrund hatten. Um die totale Unterwerfung der Sklaven zu erreichen, glaubten Sklavenherren und Kirchenvertreter Überzeugungs- bzw. Manipulationsarbeit betreiben zu müssen. Diese sollte darin bestehen, alle Sklaven gefügig zu machen. Zugleich wird der Versuch unternommen, die Sklaven von der Sinnlosigkeit von Widerstand und Aufständen zu überzeugen, zumal sie lernen müssen, als gute Christen Gottes Willen zu respektieren. So wird ihnen eingeredet, die Sklaverei sei seit Kanaans biblischem Fluch von Gott gewollt. Dies kann aber nur dann funktionieren, wenn alle Sklaven zur Überzeugung gelangen, dass sie ihr Schicksal akzeptieren müssen. Wenn sie dies tun und ihren europäischen Herren Gehorsam schwören, werden sie als Belohnung ins Paradies kommen. Andernfalls wird Gottes Strafe ihnen einen ewigen Aufenthalt in der Hölle bereiten. Im Laufe der Jahre 1776–1777 setzte sich der apostolische Präfekt des Kapuzinerordens mit der Problematik der Unterwerfung und Disziplin¹⁴ afrikanischer Sklaven auseinander und schrieb:

„L’instruction religieuse des Nègres doit faire dans les colonies un des principaux objets du ministère de la religion. La sûreté publique, l’intérêt des maîtres, le salut de leur âme sont les motifs qui doivent engager le missionnaire à y travailler avec autant de zèle, que c’est le seul

12 Sala-Molins, L. (2003), p. 96 et 100.

13 Ibid. p. 94.

14 *Règlement de discipline pour les Noirs, adressé aux curés dans les colonies françaises d’Amérique*

*avantage que cette malheureuse espèce d'hommes puisse retirer de l'état d'esclavage auquel ils sont assujettis...*¹⁵.

Die Botschaft in diesen Worten ist klar: Der Missionar soll die Evangelisierung der Sklaven forcieren, damit diese sich durch Arbeiten, zumindest im geistlichen Sinne, befreien können. Folglich darf der Missionar sich freuen, seine Arbeit getan zu haben. Der Sklave darf sich ebenfalls freuen, sich mit Gott versöhnt zu haben. Am Ende wird sich die ganze Gesellschaft freuen dürfen, um so mehr, als die öffentliche Sicherheit sowie die wirtschaftlichen Interessen der Sklavenherren garantiert bleiben.

Verlogenheit, Zynismus, Brutalität, Rassismus sind nur einige Worte, die dem heutigen Leser des *Code Noir* unvermeidlich einfallen. Ein adäquates Beispiel liefert z.B. Art. 27. Hier wird der Sklavenherr aufgefordert, für das Wohl seiner Sklaven aufzukommen, wenn diese krank, invalid oder einfach nur alt werden¹⁶. Leider scheinen die Verfasser des Kodex „vergessen“ zu haben, dass Sklaven in der Regel und aufgrund der inhumanen Lebensbedingungen gar keine Möglichkeiten hatten, alt zu werden. Dass es sich bei dieser Vorschrift nicht um Großzügigkeit oder Menschenliebe handelt, liegt wohl auf der Hand, da es in der Ideologie von Sklavenhändlern keinen Platz für Moral gibt. Gleiches dürfte Ludwig XIV oder Colbert dazu bewogen haben, im Art. 33 die Todesstrafe zu verlangen, wenn ein Sklave es riskieren sollte, seinen Herren, dessen Frau oder Kinder zu schlagen¹⁷. Mit Art. 38 erreicht die Grausamkeit einen weiteren Höhepunkt: Dem entflohenen Sklaven werden beiden Ohren abgeschnitten bzw. eine Lilie auf eine Schulter tätowiert, wenn es ihm gelingt, ein Monat lang auf der Flucht zu bleiben. Bei einem neuerlichen Fluchtversuch

15 Gisler, A.: *L'esclavage aux Antilles françaises (XVIIe-XIXe siècle). Contribution au problème de l'esclavage*, Paris 1981. Zitiert in: Sala-Molins, L. (2003), p. 95. Deutsche Übersetzung: „Die religiöse Bildung der Neger in den Kolonien muss als wichtigste Aufgabe des Ministeriums für religiöse Angelegenheiten betrachtet werden. Für den Missionar stellen Fragen der öffentlichen Sicherheit, sowie die Interessen der Sklavenherren und das Heil der Seele von Sklaven die eigentlichen Beweggründe dar, sich mit Eifer der Arbeit zu widmen. Denn nur so kann diese erbärmliche Menschensorte den einzigen Vorteil aus ihrem Sklavendasein herausholen.“

16 Sala-Molins, L. (2003), p. 144.

17 Ibid. p. 156.

wird ihm die Kniekehle durchgeschnitten und außerdem wird er mit einer zweiten Lilien-Tätowierung auf der anderen Schulter gebrandmarkt. Falls er sich nun nicht bändigend lässt und ein drittes Mal flüchtig wird, wird er mit dem Tode bestraft¹⁸. Um dem Sklavenhandel Legitimation zu verschaffen, mussten das offizielle Frankreich und König Ludwig XIV sowie Vertreter der Kirche, Geschäftsleute, Sklavenherren und nicht zuletzt die Vollstrecker des Gesetzes die Menschenwürde der afrikanischen Sklaven radikal negieren. Sie werden zu beweglichen Möbelstücken (Art. 44) degradiert, das heißt, zu einem Mobiliar, welches Europäer kaufen, verkaufen, weitervererben oder einfach unter sich teilen konnten¹⁹. Der Sklave ist also kein Mensch, sondern ein Wertgegenstand, über den die Sklavenherren mit ruhigem Gewissen verfügen dürfen. Darüber hinaus muss die Kontrollierbarkeit über das Leben der Sklaven zu jeder Zeit gewährleistet werden. Der Sklave darf auf keinen Fall auf die Idee kommen, ein Mensch zu sein. Die unmenschliche Behandlung soll dazu dienen, ihn ständig an sein Sklavenschicksal zu erinnern, das er hinnehmen muss, um seine Seele retten zu können. Das geregelte Alltagsleben in der Kolonie darf nicht durch Sklavenaufstände destabilisiert werden.

Sklaverei verlangt eine klare Logik, die unweigerlich auf Grausamkeit, Repression sowie Unbarmherzigkeit basiert. Diese feste Grundregel deutet faktisch auf eine nahezu panische Angst vor Unruhen hin. Deshalb muss alles unternommen werden, um den Sklaven daran zu hindern, Selbstbewusstsein zu erlangen und militante Gedanken zu transportieren. Er darf auf keinen Fall in die Lage versetzt werden, die Gesetze der Sklavenherren für sich in Anspruch zu nehmen. Obgleich die Herrschaftsverhältnisse zwischen Europäern und Afrikanern durch einen königlichen Kodex reglementiert sind, darf kein Sklave dazu verleitet werden, selbstsicher vor seinem Herren aufzutreten. In einer solchen Situation kann aus der Sicht des Unterdrückten die Versuchung intensiviert werden, eine radikale Änderung seiner Lebensumstände herbeiführen zu wollen. Folglich wird er versuchen, den von ihm erwarteten Gehorsam in Insubordination umzuwandeln. Im Grunde begreifen die Sklavenherren, dass die Logik der

18 Ibid. p. 166.

19 Ibid. p. 178.

Sklaverei ihnen keine Untätigkeiten erlauben kann. Um also isolierten aber auch konzentrierten Aktionen zuvorzukommen, lassen sie ihre Sklaven nicht nur die Härte des Gesetzes spüren, sondern leisten ebenfalls mit Hilfe der Missionare solide Überzeugungsarbeit. Neben den Repressionsmethoden wird eine raffinierte Strategie der religiösen und moralischen Indoktrinierung entwickelt. Diese Aufgabe wird in der Regel von Missionaren übernommen, da es prinzipiell darum geht, aus „seelenlosen“ Sklaven überzeugte Mitglieder der katholischen Kirche zu machen. So erzählt Pfarrer Fauque, ein französischer Priester, mit viel Elan seine Begegnung mit entlaufenen Sklaven und insbesondere seine Bemühungen, sie zum Aufgeben zu überreden:

„Souvenez-vous, mes chers enfants, que, quoi que vous soyez esclaves, vous êtes cependant chrétiens comme vos maîtres; que vous faites profession depuis votre baptême de la même religion qu’eux, laquelle vous apprend que ceux qui ne vivent pas chrétiennement tombent après la mort dans les enfers. Quel malheur pour vous si, après avoir été les esclaves des hommes en ce monde et dans le temps, vous deveniez les esclaves du démon pendant toute l’éternité! Ce malheur pourtant vous arrivera infailliblement si vous ne vous rangez pas à votre devoir, puisque vous êtes dans un état habituel de damnation: car, sans parler du tort que vous faites à vos maîtres en les privant de votre travail, vous n’entendez point la messe les jours saints; vous n’approchez pas des sacrements; vous vivez dans le concubinage, n’étant pas mariés devant vos légitimes pasteurs. Venez donc à moi, mes chers amis...“²⁰.

20 Lettre du Père Fauque, Cayenne 10 mai 1751. Zitiert in: Sala-Molins, L. (2003), p. 167. Übersetzung: „Erinnert euch meine lieben Kinder: obwohl ihr Sklaven seid, seid ihr dennoch Christen wie eure Herren; seit eurer Taufe habt ihr die gleiche Religion. Sie belehrt euch ein christliches Leben zu führen, ansonsten kommt ihr nach dem Tod in die Hölle. Welches Unglück für euch, wenn ihr für alle Ewigkeit Sklaven des Dämons werdet, nachdem ihr auf dieser Welt Sklaven von Menschen gewesen seid. Da ihr in einer traditionellen Verdammnis-Situation seid, wird euch dieses Unglück doch unvermeidlich widerfahren, wenn ihr eurer Aufgabe nicht nachkommt. Denn abgesehen davon, dass ihr euren Herren Schade zufügt, wenn ihr nicht arbeitet, ihr kommt auch nicht an heiligen Tagen in die Messe. Ihr seid nicht von euren legitimen Pfarrern getraut worden und lebt in wilden Ehen. So werdet ihr das Sakrament nicht erhalten dürfen. Kommt doch zu mir meine lieben Freunde“.

Leider erwähnt Pfarrer Fauque mit keinem Wort, ob die entlaufenen Sklaven ihm nach dieser Predigt gefolgt sind. Ihnen wird nicht nur der Vorwurf gemacht, ihren Herren Unrecht zu tun, sie werden noch beschuldigt, die „rettende“ Religion nicht zu respektieren. Der Priester übt Macht aus, indem er sich als Schutzherr präsentiert, der bereit ist, „seine lieben Kinder“ zu sich zu nehmen; jedoch erst nachdem er sie mit der Hölle und der „ewigen Verdammnis“ bedroht hat. Streng genommen stellen diese Worte eine Form von Paternalismus dar, der unter Umständen sehr rasch in Rassismus mutieren kann. Die soziale und kulturelle Trennung zwischen afrikanischen Unterdrückten und europäischen Sklavenherren geht weit über den Tod hinaus. Wenn etwa getaufte Sklaven sterben, sind alle Besitzer verpflichtet, sie in einem „normalen“ Friedhof und auf heiligem Boden beizusetzen. Falls es sich um ungetaufte Sklaven handelt, müssen sie ausdrücklich irgendwo in der Nähe ihres Sterbeorts, außerhalb des Friedhofes und während der Nacht begraben werden (Art. 14)²¹. Die Segregation wird also konsequent und unbarmherzig weitergeführt. Denn sogar der so genannte heilige Boden der Friedhöfe wird in zwei Bereiche geteilt: Sklaven haben in der Tat einen eigenen heiligen Boden, der den Europäern nicht heilig genug ist. Der Sklave bleibt auch nach dem Tode ein verdammtes Wesen, welches sich den Anordnungen des *Code Noir* fügen muss.

Unter diesen Umständen wäre es illusorisch zu glauben, dass dieser königliche Kodex Sklaven irgendeine Möglichkeit gegeben hätte, Rechtsansprüche zur Sprache zu bringen, geschweige denn ihre Unterdrücker anzuklagen. In Wahrheit liegt das Leben der Sklaven in den Händen der Sklavenherren, die allein die Macht besitzen, über Existenz und Tod ihrer Untergebenen zu entscheiden. Diese Serie von Gesetzen wurde nicht geschaffen, um „hypothetische“ Rechte afrikanischer Sklaven zu kodifizieren. Das einzige Recht, welches ihnen zugestanden wird, ist das Recht zu überleben, um für das Wohl der Europäer oder amerikanischer Kolonisten Sklavenarbeit zu verrichten.

Der *Code Noir* diente vielmehr der Reglementierung sämtlicher Bedingungen, unter denen die Sklaverei aufrechterhalten

21 Sala-Molins, L. (2003), p. 118.

und legitimiert werden konnte. Dieser Zustand sollte 163 Jahre dauern, das heißt von 1685 bis 1848 als Frankreich die Sklaverei abschaffte. In den Jahren der Französischen Revolution wurde der *Code Noir* für kurze Zeit außer Kraft gesetzt, bevor Napoleon ihn 1802 wieder einführte.

Diese unglaubliche Dauerhaftigkeit hat dazu geführt, dass die Sklaverei katastrophale Folgen für den Kontinent und seine Bewohner hatte: Degeneration der damaligen wirtschaftlichen politischen und sozialen Strukturen, erhöhte Frequenz von bewaffneten Konflikten und darüber hinaus Intensivierung eines innerafrikanischen Sklavenhandels.

„Durch diesen Transformationsprozess ist ein genereller Zerfall der politischen Strukturen eingetreten, in dessen Verlauf größere Reiche und Räume in kleine, sich bekämpfende Teile auseinander gerissen wurden, Herrschaftsverhältnisse sich zu Willkür und Ausbeutungsmechanismen verkehrten und verfestigten und allgemeine Rechtlosigkeit einzog“²²

Aus all diesen Gründen empfindet der Afrikaner jegliche Erklärungsversuche bezüglich des transatlantischen Sklavenhandels, speziell wenn diese einen paternalistischen Anschein haben oder rein wirtschaftlicher Natur sind, als Hohn, Demütigung, manchmal auch Arroganz, aber auf alle Fälle als Respektlosigkeit gegenüber Millionen von Afrikanern, die als Sklaven gedemütigt, geschlagen, verstümmelt oder umgebracht wurden. Der Leiter des Sklavenmuseums auf der Insel Gorée pflegte am Ende der Führungen, den senegalesischen oder afrikanischen Gästen zu sagen:

„Sie brauchen sich nicht bequem zurückzulehnen und zu genießen, wie ich über die Europäer herfalle. Denn zahlreiche afrikanische Souveräne haben an dem Sklavenhandel teilgenommen und haben somit auch den Tod vieler Menschen auf dem Gewissen“²³.

22 Harding, Leonhard: Einführung in das Studium der Afrikanischen Geschichte, LIT Verlag, Münster / Hamburg 1994, S. 115.

23 Der Senegalese Joseph Ndiaye war Jahrzehnte lang unermüdlicher Organisator und Leiter des Museums *Maison des esclaves*, das sich auf der Insel Gorée befindet von wo afrikanische Sklaven nach Amerika verschifft worden sind.

Ein gezielter Interpretationsversuch dieses Zitats könnte jedenfalls dazu beitragen, das Verhältnis der Afrikaner zum globalen Phänomen der Sklaverei von jeglichen Ressentiments aber auch von traumatischen Aspekten zu befreien. Deshalb müssten Afrikaner lernen, dieses entsetzliche System ständig mit kritischen Augen zu betrachten. So dürfen sie die eigene Verantwortung nicht ausblenden und sich damit begnügen, die ihnen bekannten Täter oder auch Haupttäter an den Pranger zu stellen. Sie müssten vielmehr lernen, sich mit der Sklaverei global auseinanderzusetzen. Dies bedeutet nicht nur, die Sklaverei historisch zu beschreiben, sondern auch alle ihrer Varianten (vergangene sowie aktuelle) zu beleuchten, um eventuell einen Beitrag zur Bekämpfung und Beseitigung dieses Systems leisten zu können.

Harald Wilfing

Rasse – ein Anachronismus

Der Begriff „Rasse“ ist gegenwärtig ohne Zweifel ein sogenanntes „Unwort“. Der Gebrauch dieses Wortes und seine durchaus unterschiedlichen Konnotationen und Kontexte sind allerdings eine höchst interessante Angelegenheit: Spricht man vom „Rassehund“ oder aber auch vom „rassigen“ Rennpferd, so löst diese Verwendung vermutlich Assoziationen in Richtung: edel, rar, kostbar aus. Ganz anders sind die Assoziationen, wenn von den Rassen des Menschen die Rede ist: Während die einen darin nichts Anrüchiges erkennen wollen, wenn man die Menschen durch augenscheinliche Kategorien wie helle oder dunkle Haut und glattes oder krauses Haar unterscheidet, sehen andere darin bereits den Tatbestand des Rassismus erfüllt.

Auch im 21. Jahrhundert ist Rassismus durchaus noch verbreitet. Interessant an dieser Tatsache ist auch, dass dem modernen Rassismus sehr unterschiedliche Formen von Rassenparadigmen zugrunde liegen. Wulf D. Hund unterscheidet hier häufig verwendete Gegensatzpaare, wie zum Beispiel: Kultivierte und Barbaren, Reine und Unreine, Zivilisierte und Wilde, Weiße und Farbige, Vollwertige und Mindere. Daneben verwendet er auch hierarchische Untergliederungen (Hund, 2006): Der Unterschied zwischen Mann und Frau führt zu Geschlechterrassismus, Standesunterschiede führen zum Klassenrassismus, voneinander durch Grenzen getrennte Nationalstaaten zu Nationalrassismus, der Kampf der Kulturen zu Kulturrassismus.

Der sogenannte Rassenrassismus entzieht sich vorerst einer so eindeutigen Differenzierung und Polarisierung. Seit langem wurde versucht, den Begriff der Rasse mit Hilfe von direkt vererbten manifesten Unterschieden zu legitimieren. Naturwissenschaftlich begründbare Tatsachen erklärten – scheinbar schlüssig – den Zusammenhang zwischen ererbten und kulturellen Eigenschaften des Menschen ebenso wie deren grundsätzliche Verschiedenheit. Der Rassenrassismus bildet damit eine

wichtige, „wissenschaftlich“ begründbare Grundlage für Argumentationsfiguren von Rassismen, wie sie im vorangehenden Absatz angeführt werden.

Bereits im Jahr 1995 fand am ASPR (Austrian Study Center for Peace and Conflict Resolution) im burgenländischen Stadtschlaibing eine internationale Konferenz von NaturwissenschaftlerInnen statt, die dem Begriff der Rasse, basierend auf „echten“ wissenschaftlich begründbaren Tatsachen, eine endgültige Absage erteilte. Die Konferenz verabschiedete ein Statement, das etwas später auch in eine einschlägige Deklaration der UNESCO einfließt, in dem sich z.B. folgende Formulierungen finden:

„Rassen“ des Menschen werden traditionell als genetisch einheitlich, aber untereinander verschieden angesehen. Diese Definition wurde entwickelt, um menschliche Vielfalt zu beschreiben, wie sie beispielsweise mit verschiedenen geographischen Orten verbunden ist. Neue, auf den Methoden der molekularen Genetik und mathematischen Modellen der Populationsgenetik beruhende Fortschritte der modernen Biologie zeigen jedoch, dass diese Definition völlig unangemessen ist. Die neuen wissenschaftlichen Befunde stützen nicht die frühere Auffassung, dass menschliche Populationen in getrennte „Rassen“ wie „Afrikaner“, „Eurasier“ (einschließlich „eingeborener Amerikaner“), oder irgendeine größere Anzahl von Untergruppen klassifiziert werden könnten.¹

Ruft man sich einige Paradigmen der synthetischen Evolutionstheorie (Neodarwinismus, Modern Synthesis of Genetics and Evolution) in Erinnerung, so ist der oben zitierte Befund keineswegs unerwartet. Die synthetische Evolutionstheorie definiert Arten nämlich als Fortpflanzungsgemeinschaften; d.h. alle zeitgleich lebenden Individuen einer Art, verschiedenen Geschlechts, sind potentiell in der Lage, Nachkommen zu zeugen. Arten bilden die Grundeinheit der Systematik, da sie sich, infolge der zwischen ihnen bestehenden Fortpflanzungsbarrieren, klar voneinander unterscheiden lassen. Für den nachhaltigen Bestand von Arten ist es zudem wichtig, dass die Individuen innerhalb einer Art genetisch nicht völlig identisch sind. Für die ständige Beibehaltung dieses Variationsparadigmas sind unter anderem

1 Quelle: <http://www.aspr.ac.at/deklarat.pdf>

die Mechanismen im Zuge der Reduktionsteilung verantwortlich. Ausnahmen dieser Durchmischungsregeln im Zuge des Reproduktionsgeschehens sind nur eineiige Zwillinge (oder Mehrlinge), die tatsächlich als genetisch identisch anzusehen sind.

Es verwundert daher nicht weiter, wenn immer mehr Untersuchungen zeigen, dass innerhalb von einzelnen geographischen Regionen oder Kontinenten eine sehr große Vielfalt bei den dort lebenden Individuen der Art *Homo sapiens* festgestellt werden kann. Der Humangenetiker Bamshad (2005) stellt hierzu fest, dass rund 90 Prozent aller feststellbaren Variabilitäten innerhalb solcher „lokaler Gruppen“ (z.B. auf einem Kontinent) angetroffen werden können. In der überwiegenden Anzahl der Unterschiede decken sich die Variationen innerhalb solcher Teilpopulationen zudem auch noch mit der genetischen Vielfalt der gesamten Menschheit. Dies bedeutet, dass die Menschen, die miteinander in einem Gebiet leben, untereinander nur wenig ähnlicher sind als im Vergleich zu anderen Gruppen. Populationen aus unterschiedlichen geographischen Regionen unterscheiden sich daher weniger darin, welche genetischen Varianten bei ihnen vorkommen, als dadurch, wie oft eine vorkommende Variante vertreten ist.

Es kann auch durchaus vorkommen, dass sich einzelne Bevölkerungsgruppen anhand von Häufigkeiten genetischer Varianten unterscheiden lassen. Dieser Befund gilt insbesondere dann, je weiter untersuchte Gruppen voneinander geographisch getrennt sind. Das heißt, die Unterschiede treten nur dann zutage, wenn die (theoretisch) mögliche Durchmischung des Genoms einer Art durch räumliche Trennung einzelner Subpopulationen über längere Zeit ausblieb. Eine solche Gruppentrennung betrifft allerdings nur einzelne Gene, die zudem selektionsneutral sind. Damit wird aber auch klar, dass solche Polymorphismen in keiner Weise mit den klassisch-morphologischen „äußeren“ Rassenmerkmalen, wie Hautfarbe oder Haarstruktur übereinstimmen müssen, denn diese beruhen nämlich auf Unterschieden, die auf Polymorphismen einiger weniger, stark umweltabhängiger Gene zurückzuführen sind.

Auch wenn manchmal äußerlich wahrnehmbare Merkmale – zufällig(!) – mit einer Gruppentrennung übereinstimmen, kann

daraus keine Regelmäßigkeit abgeleitet werden. Bestimmte morphologische Merkmale, wie z.B. die Hautfarbe können nämlich auch trotz hoher genetischer Verschiedenheit innerhalb einer „lokalen Gruppe“ durch ähnliche Selektionskräfte der Umwelt geprägt werden. Eine dunkle Pigmentierung der Haut findet sich ja auch in unterschiedlichen Weltgegenden und stellt offensichtlich eine Anpassung an hohe Sonneneinstrahlungsintensität in Äquatornähe dar. In Summe ergibt sich also ein Bild, das sich nicht zur distinkten Trennung von Untergruppen eignet, sondern, je nach Auswahl der Gene, zu sehr variablen Ergebnissen führt. Die Untersuchungen von monogen bedingten Merkmalen, (z.B. Blutgruppen, Enzyme, Strukturproteine) sowie ihre Variation in und zwischen Populationen sind ebenfalls aufschlussreich. Es zeigt sich, dass rund 75% aller menschlichen Gene nur in einer einzigen Version auftreten. Daher sind sie auch bei allen Menschen identisch. Die feststellbaren genetischen Unterschiede werden also nur vom verbleibenden Viertel der Gene im menschlichen Genom bestimmt, von denen es mehrere Varianten (Allele) gibt. Rund 80% der Unterschiede dieser Merkmale finden sich innerhalb bestimmter Populationen und nur rund 20% treten zwischen den einzelnen Populationen auf.

Die Befunde der Molekularbiologie und Genetik zeigen also, dass Menschen, auch wenn man sie in einzelne geographische Populationen unterteilt, in erster Linie nicht durch Unterschiede zwischen solchen Gruppen, sondern durch Variation innerhalb der Gruppen (und somit auch als Gesamtvariation) darstellbar sind. Der Genetiker Luca Cavalli-Sforza sah sich offensichtlich auch durch diese Befunde veranlasst, bereits 1994 ein Buch mit dem Titel: *„Verschieden und doch gleich“* zu verfassen. Molekular- und populationsgenetische Erkenntnisse machen offensichtlich, dass eine Unterscheidung von Rassen beim Menschen, gegen allen Augenschein, keine wissenschaftliche Grundlage hat. Die äußerlich wahrnehmbaren Unterschiede haben keine eindeutige Entsprechung auf der Ebene der molekulargenetisch feststellbaren Variation der Erbanlagen. Von Bedeutung ist die geographisch bedingte Variation in Abhängigkeit von unterschiedlichen Umweltbedingungen. Nicht zuletzt die Entzifferung des menschlichen Genoms zeigt, dass manche ethnische Gruppen

zwar voneinander unterscheidbar sind. Diese Unterschiede hängen jedoch in höchstem Maß von den ausgewählten Genen bzw. DNA-Sequenzen ab. Eine in der einen Sequenz feststellbare Differenzierung, die mit einer räumlich-geographischen Unterscheidung übereinstimmt, kann bei der Auswahl eines anderen DNA-Abschnittes (d.h. anderer Gene) zu einem ganz anderen Resultat führen.

Obwohl dem sogenannten Rasserassismus hiermit also jede naturwissenschaftliche Legitimation entzogen ist, d.h. Menschenrassen können biologisch nicht begründet werden, ist das Phänomen Rassismus davon offensichtlich nicht betroffen. Es zeigt sich, dass die unterschiedlichen Erscheinungsformen des Rassismus oft rein sozialpsychologische Konstrukte darstellen: Menschenrassen wurden (und werden) so konstruiert, dass die Identität der eigenen Gruppe nur z.B. über eine postulierte gemeinsame Abstammung gesichert werden kann. Um die so entstandene „eigene Gruppe“ zu etwas Besonderem zu machen, müssen andere Gruppen mit negativen Merkmalen gleicher Qualität behaftet werden. Auf diese Weise entstehen oft polarisierende Beschreibungen, die dann von der eigenen Tüchtigkeit im Vergleich zur ausgeprägten Faulheit anderer sprechen. Ein solches „Eigenbild“ kann also vor allem auch dadurch optimiert werden, indem „die Anderen“ entsprechend abgewertet werden.

Historisch betrachtet wurden solche unbewusste Strategien freilich gerne mit „naturwissenschaftlich exakten“ Kategorien belegt. Es wundert daher kaum, dass z.B. Juden, Zigeuner, Slawen, Neger und Indianer in unserem Kulturkreis stets einen minderwertigen Staus erhielten, der sich dann auch in jenen „Rassensystematiken“ widerspiegelte, von denen behauptet wurde, dass sie auf naturwissenschaftlich beweisbaren Tatsachen beruhen. Auch die Rangreihen der sogenannten europäischen Unterrassen beruhten auf Wertungen, die dem geopolitischen Szenario des beginnenden 20. Jahrhunderts entsprachen. Diese „naturwissenschaftlich exakte“ Rassenkunde wurde von der faschistischen Diktatur des Nationalsozialismus schließlich zur Staatsideologie erhoben und der damit einhergehende Genozid an rassistisch minderwertigen Menschen wurde auf diese Wei-

se legitimiert. Die auf diese Weise konstruierten und, wie wir heute wissen, rein pseudowissenschaftlich begründbaren „Menschenrassen“ haben sich – als Begriff – selbst nach 1945 mit erstaunlicher Vehemenz erhalten. Politischer Rassismus der Gegenwart ist offensichtlich nicht an den einen biologischen Nachweis einer Existenz von Rassen gebunden.

Rassistisch motivierte Konflikte nutzen auch heute noch solche konstruierten Gruppenidentitäten, um die eigene Gruppe von anderen zu unterscheiden. Das sozialwissenschaftlich hinlänglich dokumentierte Beispiel des Antisemitismus in Europa bietet hier ein anschauliches Beispiel: Obwohl nach den Ereignissen des Holocaust in Europa mehr denn je eine Minderheit, hat der Ab- und Ausgrenzungswahn gegenüber einer nachweislich biologisch nicht fassbaren Kategorisierung überdauert. Rassismus bedarf also offenbar keinerlei Rassensystematik. Lediglich wenn es darum geht, die Unveränderlichkeit und Abgegrenztheit der eigenen Gruppe zu legitimieren, wird gerne auf die „biologischen begründeten Unterschiede“ verwiesen. In einer solchen Argumentation liegt aber, nebst der aufgezeigten molekulargenetischen Fakten, die dieser klar und deutlich widersprechen, auch ein fundamentaler, biologisch durchaus begründbarer Widerspruch: Das Paradigma der genetischen Einheit einzelner Gruppen/Rassen ist schlichtweg falsch! Menschliche Variation ist nicht durch trennende Klassifikation zu beschreiben, sondern durch die Einheit in der Vielheit. Diese ergibt sich aus der, für den Prozess der Evolution unbedingt erforderlichen Variation des Genpools der Art *Homo sapiens*.

Erinnern wir uns an die eingangs erwähnten Hunde- und Pferderassen. Solche Rassen sind offenbar nichts Anrüchiges und vermutlich kann jeder Mensch des europäischen Kulturkreises drei, vier solcher Rassen nach Bezeichnung und Aussehen unterscheiden. Die Rassenkunde der Tier- und Pflanzenzucht ist aber ein bewusster menschlicher Eingriff in evolutionsbiologische Prozesse und ist ausschließlich auf den kleinen Bereich der Haus-, Nutz- und Ziertiere bzw. Zier- und Nutzpflanzen beschränkt. Die Merkmale der auf diese Weise gezüchteten Lebewesen wurden und werden nach ganz bestimmten Kriterien und Richtlinien festgeschrieben. Jeder Züchterverband ist stolz auf

die in seinem Zuchtbuch verzeichneten Stammbäume sowie auf Preise und Auszeichnungen, die mit besonders gut gelungenen „reinrassigen“ Hybriden erzielt werden. Sich selbst überlassen zeigen Individuen von Züchtungsrassen jedoch keineswegs die Tendenz zur einer solch spezifischen „Reinerhaltung“ ihres Genbestandes. Zufällige und bewusste Auswilderungen z.B. von Rassehunden zeigen, dass schon nach wenigen Generationen von den Merkmalen der eigentlichen Rassen nichts mehr übrig ist.

Betrachtet man noch einmal die Gesetzmäßigkeiten des Neodarwinismus, ist festzustellen, dass natürliche Artendifferenzierung, Mutation und Selektion an genetische Vielfalt gebunden sind. Je größer die genetische Vielfalt innerhalb einer biologischen Art, desto größer ist deren Überlebenswahrscheinlichkeit (Fitness). Nur die Variabilität des Genoms einer Art sichert deren nachhaltigen Fortbestand. In Umkehrung des züchterischen Rassenbegriffes, wo genetische Reinheit als paradigmatisches Prinzip gilt, ist in der natürlichen Tier- und Pflanzenwelt die Vielfalt also systemimmanent. Ein letztes Beispiel dafür, dass Rasse, vom Standpunkt der Biologie betrachtet, nur mehr ein Anachronismus ist.

Literaturhinweise

- Bamshad, Michael, J. & Olson, Steve, E.: *Menschenrassen – eine Fiktion?* Spektrum der Wissenschaft. Mai 2005.
- Cavalli-Sforza, Luca: *Verschieden und doch gleich*. München 1994.
- Gould, Stephen J.: *Das Lächeln des Flamingos*. Frankfurt/Main 1995.
- Gould, Stephen J.: *Der falsch vermessene Mensch*. Frankfurt/Main 1998.
- Hund, Wulf D.: *Negative Vergesellschaftung. Dimensionen der Rassismus-analyse*. Westfälisches Dampfboot, Münster 2006.
- Seidler, Horst & Rett, Andreas: *Rassenhygiene*. Wien 1988.
- Weingart, Peter: *Rasse, Blut und Gene – Geschichte der Eugenik*. Frankfurt/Main 1992.

Fragmente einer Sprache der Macht

Glossen zu einer kritischen Vermessung der Gegenwart mittels soziologischer und pädagogischer Landkarten

Rezension zu:

Agnieszka Dzierzbicka, Alfred Schirlbauer, (2006) (Hg.):

Pädagogisches Glossar der Gegenwart.

Von Autonomie bis Wissensmanagement.

Wien: Löcker.

Ulrich Bröckling, Susanne Krasmann,

Thomas Lemke, (2004) (Hg.):

Glossar der Gegenwart.

Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Es war das „Innovative“ an Jean d’Alemberts und Denis Diderots Encyclopédie (1758–1776), dass sie (unter anderem) den Versuch darstellte, die eigene Gegenwart in Begriffen systematisch zu klassifizieren und diese klassifizierende Ordnung selbst sichtbar zu machen. Auch wenn die Einträge alphabetisch aufeinander folgten, so waren sie doch mit Ordnungsbegriffen versehen, die wiederum einem Tableau des Wissens, dem mentalen Schema der Konstruktion des gesamten Wissensraumes, zugeordnet waren. Der Mathematiker D’Alembert musste jedoch nach Jahrzehnten der Herausgeberschaft, als die letzten Bände dieses Großunternehmens erschienen, feststellen, dass die Ordnung der Begriffe nicht mehr mit dem Tableau übereinstimmte, welches er zu Beginn entworfen hatte. Die enzyklopädische Arbeit machte die Zeitlichkeit des Begriffssystems, der „Ordnung des Diskurses“, sichtbar.

Was in der Encyclopédie an Temporalisierung und dem Sichtbarwerden der Geschichtlichkeit von Begriffen begonnen hatte, das wird heute in einer anderen Gattung von Wörterbüchern, den Glossaren, auf die Spitze getrieben, welche ohne den enzyklopädischen Anspruch erklärungsbedürftige Begriffe gegenwärtig

tiger Selbstverständnisse aus dem beschleunigten Strom der Kommunikationen herausgreifen und auf ihren Gehalt hin prüfen. Glossen dienten im antiken und mittelalterlichen Lehr- und Schulbetrieb dazu, dunkle Stellen oder schwierige Vokabeln und grammatische Konstruktionen kanonischer Texte zu erhellen. Sie fanden sich zwischen den Zeilen (Interlinearglossen), im Text (Kontextglossen) oder an deren Rändern (Marginalglossen) und später wurden sie zu eigenen Glossaren zusammengefasst. Die Gegenwart wie einen Text zu glossieren, ist aber ein ebenso bemerkenswertes Unterfangen, wie die Welt in Begriffen zu vermessen. In dem Moment, in dem sich Gegenwart im Raum eines Schriftmediums materialisiert, wird diese Materialisierung ein Ausdruck und Anstoß ihrer Veränderung; sie leitet die LeserInnen an, diese anders zu interpretieren. Gestaltend wirken Wörterbücher der gerade besprochenen Tradition in zweifacher Weise: Sie normieren einen manchmal unbestimmten und vielfältigen, oftmals inflationären Sprachgebrauch und decken in der Herausarbeitung seines Gehalts seine ideologischen Implikationen auf. Dabei versuchen sie, ein ganz bestimmtes Bündel politischer Strategien, das unterhalb der glossierten Begriffe liegt, zu rekonstruieren.

Vor uns liegen zwei Bände, die schon vom Titel her viel miteinander verbindet. Das Glossar der Gegenwart, dessen erste Auflage 2004 erschienen ist (in den späteren Auflagen wurden einige Begriffe wieder entfernt, andere wie *Biopolitik*, *Commitment* und *Just in Time* hinzugefügt), ist damit eine stets vorläufige und instabile Liste von Begriffen, an denen die diskursiven Fragmente jener Rationalität kondensieren, die heute zahlreichen Großtheorien (Risikogesellschaft bis Kontrollgesellschaft, Erlebnisgesellschaft bis Netzwerkgesellschaft) ebenso zugrunde liegen, wie dem in den Alltag eingedrungenen Sprachgebrauch. Es stellt also eine Art soziologisches Analyseinstrument dar, das den Text, den Diskurs, der die Gesellschaft formt, lesbarer machen soll. Dies geschieht nicht im Modus des Systematischen, sondern des Vorläufigen, stets neu Arrangierbaren und Vernetzbaren und gerade darin wiederholt es in ihrer Kritik die Strategien gegenwärtiger sozialer und politischer Rationalitätsformen, die nicht mehr eindeutig auf ein Zentrum (z.B. den Staat) hinge-

ordnet werden können. Und daher „muss Kritik auf einen ‚Standpunkt‘ verzichten und so flexibel werden wie ihre Gegenstände“ (Glossar der Gegenwart, 14). Das Glossar der Gegenwart versucht damit nicht, die soziologische Theorie der Gegenwart in lexikalischer Form zugänglich zu machen. (Immerhin war es einmal der Anspruch der Soziologie eine theoretische Darstellung gegenwärtiger Gesellschaft zu entwerfen.) Das Genre des Glossars macht darauf aufmerksam, dass die Soziologie nicht mehr in der Lage ist, der Gegenwart eine leitende Perspektive in der Sprache ihrer Theorie zu geben. Man könnte sagen, ihr epistemologischer Ort ist nicht mehr der Text selbst, sondern dessen Ränder, von wo aus die Soziologie ihn kommentiert und begleitet. Es handelt sich um eine dezentrierte Form des Denkens und Schreibens, von der aus in ihn interveniert wird. In der glosierenden Geste wird noch einmal das Ende dieser Möglichkeit einer zentralen theoretischen Perspektive wiederholt.

Im Glossar der Gegenwart wird daher der umgekehrte Weg beschritten. „Das *Glossar der Gegenwart* richtet den Blick nicht auf die Gesellschaft, um deren Bewegungsgesetze und Ordnungsprinzipien aufzudecken, sondern untersucht jene Rationalitäten und Technologien, die Gesellschaft als Einheit überhaupt erst denkbar machen und praktisch herstellen“ (Glossar der Gegenwart, 9). Den theoretischen Hintergrund zu diesem Projekt stellen Michel Foucaults Überlegungen zu einem weiten Verständnis der Regierung von Menschen dar, die er mit dem Begriff „Gouvernementalität“ zu fassen suchte (Foucault 2006). In ihr geht es nicht nur um Regierung durch Setzung von Normen etwa durch den Staat, sondern um Techniken der Verhaltensführung in verschiedenartigen Feldern der Gesellschaft. So wird in den Institutionen des „lebenslangen Lernens“ eine neue Art der Fortbildung eingeübt, die Menschen für den Arbeitsmarkt mit flexibler Anpassungsleistung ausstatten soll. In Projektmanagement-Seminaren etwa lernt man komplementär dazu, ökonomische Abläufe zu modulieren und immer neu zusammensetzen. In der Gesundheits- oder Kriminalprävention werden Bürger dazu angehalten, bestimmte Maßnahmen zur Erhaltung von Gesundheit und Sicherheit von sich aus zu setzen und sich nicht auf die

wohlfahrtsstaatlichen Institutionen zu verlassen. Dazu müssen sie sich selbst und ihr Umfeld beobachten und einen Sinn für Gefährdungen und Risiken entwickeln, der sie handeln lässt. Hinter diesen Begriffen wie Lebenslangem Lernen, Prävention oder Flexibilität sollen die Logiken erkennbar werden, welche zur Produktion der gegenwärtigen Gesellschaftsformation beitragen sollen.

Das Glossar schließt in dieser Hinsicht aber auch an die Bemühungen des „Anti-Soziologen“ Helmut Schelsky („Die Arbeit tun die anderen“, 1975), vor allem aber an die Bewältigungsversuche der Sozialwissenschaften Friedrich Tenbrucks („Die unbewältigten Sozialwissenschaften“, 1984) an. Es ist Ausdruck der Problematik, dass wir die Sozialwissenschaften als historische Größe tatsächlich noch nicht bewältigt haben. „Damit tritt der Selbstwiderspruch ans Licht, in den die Soziologie verstrickt ist und von Anfang an verstrickt war. Sie wollte die Gesellschaft nur beobachten, aber sie hat sie auch geschaffen und gestaltet“ (Tenbruck 1984, 15). Die Ausgangslage des Glossars ist jedoch eine andere. Das Unbewältigte der Sozialwissenschaften besteht heute darin, dass das in verschiedenen Diskursen (Medizin, Recht, Management, Ökonomie) und nicht nur von der soziologischen Priesterschaft (Schelsky) produzierte Wissen zu einer Reihe politischer Strategien verwoben wird, die der Führung von Menschen dienen.

Der Band von 2004 umfasst 44 Begriffe „von ‚mittlerer Reichweite‘, aber hoher strategischer Funktion“ (Glossar der Gegenwart, 10), die zusammen ein diskursives Netz bilden. Es ist der Versuch, die Grammatik und die Syntax der Gegenwart zu entschlüsseln. In ihr tauchen völlig neue Begriffe auf, andere sind älter, aber sie werden im Licht der Gegenwart gewendet. So gibt es neuere und eher sozialtechnische und ökonomische Begriffe wie *Evaluation* oder *Monitoring*. Andere Begriffe wie Wissen, Intelligenz und Erlebnis sind nicht erst gestern erfunden worden und wirken zunächst unscheinbar. Sie entfalten ihre Kraft jedoch dadurch, dass sie sich mit anderen Begriffen wie *Zirkulation*, *Synergie*, *Nachhaltigkeit* und *Management* verbinden, damit ein *Projekt* mit vielleicht höherem *Risiko* eine gute *Performanz* hat und sich nach abgeschlossener *Evaluation* ihre nachgewiesene Wirkung

für die *Kundenorientierung* unserer *Wellness*-Betriebe bestätigen lassen: sie sind ein guter *Unternehmer* und haben *Erfolg*. Das Netz dieser Begriffe entfaltet seine alles durchdringende Wirkung dadurch, dass Begriffe wie *Flexibilität* oder *Nachhaltigkeit* einen sehr unbestimmten, amorphen Charakter haben und in ihrem inflationären Gebrauch allgegenwärtig geworden sind. Denn diese Begriffe surren in unseren Köpfen; jeder glaubt zu wissen, was mit ihnen gemeint ist, niemand fragt noch, was sie genau bedeuten könnten. Und gerade weil sie dies tun, formieren ihre Einflüsterungen unser Alltagshandeln und die Bilder, die wir uns von Mensch und Gesellschaft machen. Das Glossar der Gegenwart hebt bei der Rekonstruktion der Begriffsentwicklung nun jene Linien hervor, welche die Genese der aktuellen Menschenführungs-Techniken zeigen und darin andeuten, wohin die Gesellschaft damit gesteuert werden soll. Bei der Lektüre der kurzweilig geschriebenen Beiträge geht der Leserin/dem Leser schon das eine oder andere Licht auf.

Das pädagogische Glossar der Gegenwart ist diesem Weg gefolgt. Das könnte natürlich heißen, dass der Pädagogik dasselbe Schicksal wie der Soziologie widerfahren ist und sie ebenfalls an ihrem Scheitern, der eigenen Zeit Orientierung zu geben, laboriert. Die HerausgeberInnen des Bandes haben bei der Lektüre des als Vorbild dienenden Glossars der Gegenwart gemerkt, „dass die Sprache der gegenwärtigen Pädagogik und Bildungspolitik großteils von ähnlichen Begriffen hoher strategischer Funktion, zum kleineren Teil gar von denselben Begriffen durchsetzt ist.“ (Pädagogisches Glossar der Gegenwart, 10) Es scheint sich eine analoge Problematik zu ergeben.

Die Pädagogik ist in gewisser Weise näher an der Einsicht, dass Gesellschaft gemacht ist. Immerhin liefert sie theoretische Hintergründe für den institutionellen Schulbetrieb oder Einblick in die Mechanismen des Lernens. „Das ‚Pädagogische Glossar der Gegenwart‘ versammelt keine Kommentare zu neueren Entwicklungen im Bereich der Pädagogik, sondern kritisiert die pädagogische Verfasstheit der Gegenwart.“ (Pädagogisches Glossar der Gegenwart, 8) Andererseits nennt sich die Pädagogik zumindest an der Universität Wien, wo die HerausgeberInnen des Bandes tätig sind, „Bildungswissenschaft“ und trägt

damit die Erbschaft eines Begriffs, der mit Autonomie, selbstbestimmter Entfaltung der Persönlichkeit verbunden war. Es wundert nicht, dass der Begriff *Autonomie* sich als erster im Pädagogischen Glossar der Gegenwart findet. Allerdings zeigt der Autor, wie er in seiner Bedeutung völlig verdreht wurde und so eher den Sachverhalt beschreibt, wie Bildungsinstitutionen aus der staatlichen Verantwortung entlassen werden, um sich den Gesetzen des Marktes unterwerfen zu müssen.

Die zeitgenössischen „Plastikwörter“, Buzzwords oder wie immer man sie nennen mag, dringen auch in die Pädagogik ein und beginnen diese umzuformen. Die kritische Auseinandersetzung mit ihnen ist zentrales Anliegen des Pädagogischen Glossars. Es versammelt 34 Begriffe des aktuellen pädagogischen Diskurses, die oftmals auf die Ökonomisierung der Pädagogik hinweisen. Welche Rolle darin die *PISA-Studie* spielt, darf nicht fehlen. Es wird erläutert wohin das *Brain drained* und welche Gehirne wir nicht gerne verlieren. Man erfährt unter anderem, was man in der Pädagogik unter *Dienstleistung* versteht und was es heißt, in einer *Wissensgesellschaft* zu leben. Wie beim Glossar der Gegenwart bestehen die Artikel aus einem darstellenden und einem kritischen Teil, kurze, sehr nützliche bibliographische Verweise wurden den Glossen nachgestellt. Auch die Kurzbiographien der AutorInnen im Anhang beider Glossare sind hilfreich. Dem Pädagogischen Glossar aus Wien merkt man die Atmosphäre seiner Stadt an. Es ist im Ton ein wenig polemischer, „frecher“ als das Glossar der Gegenwart und hat etwas von dem laroyanten Charme, den man den WienerInnen gerne zuspricht. Auch die deutschen und schweizer Beitragenden haben in diese Melodie eingestimmt.

Die Gattung des Glossars wie sie in den beiden Bänden verwendet wurde, könnte man als fernen Reflex auf Roland Barthes „Fragmente einer Sprache der Liebe“ verstehen, in der sich der Verlust der systematischen und vollständigen Darstellung eines Diskurses bereits ankündigte. Auch die Analyse einer Sprache der Macht muss Fragment bleiben, nicht zuletzt deswegen, weil das Mächtige die Tendenz hat, unsichtbar, verborgen zu bleiben. Roland Barthes hatte die Figuren des Liebesdiskurses aufgesucht, die er nicht rhetorisch, sondern als wiedererkennbare Akte

verstand. In den Begriffen der Glossare werden gleichsam die choreographischen Anweisungen für die Figuren der Macht gegeben und dadurch werden sie dechiffrierbar. Die Figur ist die Möglichkeit einer Wiederholung, an der wir uns wiedererkennen und die uns zugleich die Möglichkeit einräumt, der Wiederholung einen anderen Ausgang zu geben und sie nicht vollständig zu durchlaufen. Roland Barthes hat davon gesprochen, „dass der Diskurs der Liebe heute von extremer Einsamkeit ist“ (Barthes 1988, 13). Aber die Begriffe aus den Glossaren sind allgegenwärtig. Sie sind so allgegenwärtig, dass ihnen auch die Auto-Innen nicht entkommen: die Kritik findet nicht außerhalb jenes diskursiven Universums statt, das im Medium des Glossars eingefangen ist. Sie brauchen nicht jemanden, der sie ausspricht und ihnen Gehör verschafft, sondern jemanden, der den Lärm, den sie verursachen, ein wenig mildert, um so ihre Verfasstheit und Konstruktion aufzuzeigen. Es ist beiden Bänden gelungen, einen Weg zu zeigen, wie die Figur des Kritischen heute funktionieren könnte und welche Grenzen sie hat.

Verwendete Literatur

- Barthes, Roland (1988): *Fragmente einer Sprache der Liebe*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Schelsky, Helmut (1975): *Die Arbeit tun die anderen. Klassenkampf und Priesterschaft der Intellektuellen*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Tenbruck, Friedrich (1984): *Die unbewältigten Sozialwissenschaften oder Die Abschaffung des Menschen*. Graz, Köln, Wien: Styria. (= Herkunft und Zukunft 2).

Eveline Christof und Christopher Schlembach

AutorInnen

Ernst Berger, Univ. Prof. Neuropsychiatrische Abteilung für Kinder und Jugendliche, Neurologisches Zentrum Rosenhügel, Wien

Christoph Butterwegge, Univ. Prof., Leiter der Abteilung für Politikwissenschaft, Universität Köln

Eveline Christof, Erziehungswissenschaftlerin, Assistentin am Institut für Bildungswissenschaft, Universität Wien

Elisabeth Hobl-Jahn, AHS Lehrerin, Wien

Peter Malina, Historiker, Universität Wien

Erich Ribolits, Univ. Prof., Institut für Bildungswissenschaft, Universität Wien

Amadou Lamine Sarr, Lehrbeauftragter am Institut für Geschichte, Universität Wien

Christopher Schlembach, Soziologe, Kuratorium für Verkehrssicherheit, Wien

Harald Wilfing, Leiter der Arbeitsgruppe Humanökologie am Department für Anthropologie an der Fakultät für Lebenswissenschaften, Universität Wien

Ernst Voit, Philosophiehistoriker und Friedensforscher, Dresden

LIEFERBARE TITEL

Nr.	Titel	Preis			
34	Schule und Beruf/ Berufsschule	€ 2,20	89	Hauptfach Werkerziehung	€ 8,70
35	Störfaktor Körper	€ 2,20	90	Macht in der Schule	€ 8,70
36	Naturwissenschaften	€ 2,20	92	Globalisierung, Regional- isierung, Ethnisierung	€ 10,90
37	Otto Glöckel	€ 4,40	93	Ethikunterricht	€ 8,70
38	Fremdsprachenunterricht	€ 4,40	94	Behinderung, Integration in der Schule	€ 10,90
40	Arbeit & Bildung	€ 4,40	95	Lebensfach Musik	€ 10,90
42	Ästhetik	€ 4,40	96	Schulentwicklung	€ 10,90
45	Gewerkschaft	€ 5,50	97	Leibeserziehung	€ 12,40
47	Schuleinstieg	€ 4,40	98	Alternative Leistungsbeurteilung	€ 11,60
48	Konsumenten	€ 4,40	99	Neue Medien I	€ 11,60
49	Erinnerungsarbeit 1938/88	€ 5,00	100	Neue Medien II	€ 10,90
51	Mozart 1789	€ 5,00	101	Friedenskultur	€ 10,90
52	Bildungspolitik	€ 7,20	102	Gesamtschule – 25 Jahre schulheft	€ 10,90
53	Sexualität	€ 7,20	103	Esoterik im Bildungsbereich	€ 10,90
56	Zweiter Weltkrieg	€ 6,40	104	Geschlechtergrenzen überschreiten	€ 10,90
57	Österreich-EG-Europa	€ 5,00	105	Die Mühen der Erinnerung Band 1	€ 10,90
58	Museumspädagogik	€ 10,20	106	Die Mühen der Erinnerung Band 2	€ 10,90
59	Analphabetismus	€ 5,00	107	Mahlzeit? Ernährung	€ 10,90
60	Erziehungsziel Parteidisziplin	€ 5,00	108	LehrerInnenbildung	€ 11,60
61	Erziehung und Bildung III	€ 7,20	109	Begabung	€ 11,60
62	Community Education	€ 7,20	110	leben – lesen – erzählen	€ 11,60
63	Feministische Pädagogik	€ 7,20	111	Auf dem Weg – Kunst- und Kulturvermittlung	€ 11,60
64	Schulautonomie	€ 10,90	112	Schwarz-blaues Reformsparen	€ 8,70
65	Traumschule	€ 5,00	113	Wa(h)re Bildung	€ 9,50
66	Österreichische Identität	€ 7,20	114	Integration?	€ 9,50
67	Lernwidersprüche	€ 7,20	115	Roma und Sinti	€ 9,50
68	Fremd-Sprachen-Politik	€ 7,20	116	Pädagogisierung	€ 9,50
69	Was Lehrer lesen	€ 7,20	117	Aufrüstung u. Sozialabbau	€ 9,50
70	Behindertenintegration	€ 10,90	118	Kontrollgesellschaft und Schule	€ 9,50
71	Sexuelle Gewalt	€ 7,20	119	Religiöser Fundamentalismus	€ 9,50
72	Friedenserziehung	€ 8,70	120	2005 Revisited	€ 9,50
74	Projektunterricht	€ 7,20	121	Erinnerungskultur – Mauthausen	€ 9,50
76	Noten und Alternativen II	€ 7,20	122	Gendermainstreaming	€ 9,50
77	Unabhängige Gruppen in der GÖD	€ 7,20	123	Soziale Ungleichheit	€ 9,50
78	Neues Lernen – neue Gesellschaft	€ 7,20	124	Biologismus – Rassismus	€ 9,50
79	Sozialarbeit & Schule	€ 6,50		in Vorbereitung:	
80	Reformpädagogik	€ 8,70	125	Frühpädagogisierung	
81	Lust auf Kunst?	€ 8,70	126	Verratenes Leben – benachteiligte Jugendliche	
82	Umweltwahrnehmung	€ 8,70			
84	Verordnete Feiern – gelungene Feste	€ 8,70			
85	Misere Lehre	€ 8,70			
86	Erinnerungskultur	€ 8,70			
87	Umwelterziehung	€ 8,70			
88	Lehren und Lernen fremder Sprachen	€ 8,70			